



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 20, Nr. 7 July 15, 1967

Köln: Bund-Verlag, July 15, 1967

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

aufwärts

7

Köln, 15. Juli 1967 · 20. Jahrgang · Preis 50 Pfennig

Teilnehmer beim Notstandsreport der Jugend Foto: Udo Hoffmann



Israel muß geschützt werden

Berlin - wohin?

In manchen Gesprächen mit jungen Israelis hörte ich immer wieder, daß sie nicht verstehen können, wie die Juden in vielen Ländern und insbesondere in Deutschland sich ohne Gegenwehr von den Nazis abschlagen ließen. Es war nicht immer leicht, ihnen zu erklären, daß Widerstand in einer bereits etablierten Diktatur fast unmöglich ist. Er konnte wohl von einzelnen Gruppen und Einzelpersonen geleistet werden, wenn aber die gesamte militärische und polizeiliche Macht – daneben standen in Deutschland noch die Mördergruppen von SA und SS – der Diktatur zur Verfügung stehen, dann besteht kaum Möglichkeit zum Widerstand. Der heldenhafte Widerstand der Juden im Warschauer Getto ist eine Ausnahme. Und ich erinnerte daran, daß schließlich fast die gesamte Welt aufgebieten werden mußte, um die Nazi Herrschaft zu beseitigen. „Wir aber werden kämpfen. Und wenn wir alle zugrunde gehen“, sagten sie dann. Was liegt solcher Äußerung zugrunde?

Es war arabisches Land, in dem nach dem Ende des Krieges viele Juden endlich eine Heimstatt fanden. 1948 wurde der kleine Staat Israel gegründet. Die Sowjetunion war es, die als erste Großmacht den Staat anerkannte. Und dann strömten aus fast allen Ländern der Erde die Juden nach Israel. Sie kamen aus Konzentrationslagern, aus der Emigra-

tion, aus Wohnungen, in denen gute und tapfere Menschen sie verborgen hielten, Männer und Frauen, Söhne und Mädchen, Greise und Enkel. Und sie bauten einen Staat auf, in dem sich leben läßt. Sie machten aus der Wüste einen Garten, bauten Industrien auf, bauten Häfen und trieben Handel mit der Welt. Sie errichteten Forschungsstätten, in denen die praktischen Grundlagen dafür erarbeitet wurden, um Wüsten in Gärten zu verwandeln. Ausgebildete Helfer gingen in die afrikanischen Länder, die eben aus ihrer Kolonialherrschaft entlassen waren, und halfen dort bei der Urbarmachung des Landes. Sie boten auch immer und immer wieder ihre Hilfe den armen arabischen Staaten an, aber sie wurden abgewiesen. Statt dessen bekamen sie auf ihre Hilfsangebote Drohungen über Drohungen, zu gegebener Zeit werde man die Israelis bis auf den letzten Mann vernichten.

Und dann marschierten die arabischen Staaten mit ihrer gesamten militärischen Macht an den Grenzen Israels auf. Ins Meer sollten die Israelis getrieben werden, und keiner sollte überleben. Wir wissen heute, wie sehr es anders kam, wie die feindliche Übermacht in wenigen Tagen vernichtend geschlagen wurde. Aber der Sieg ist kein Friede. Seltsame Behauptungen wurden laut. Das sich gegen die Vernichtung wehrende Israel soll zum Aggressor gestempelt werden.

Es war kein Geringerer als der Ministerpräsident der Sowjetunion, der vor der Vollversammlung der UNO diese unsinnige Behauptung als erster aufstellte. Israels Außenminister trat ihm gebührend entgegen. Harte Worte fielen. Ein biblischer Vergleich drängt sich auf. Der kleine David stand gegen den Riesen Goliath, der ihn mit einer Hand erwürgen wollte. David hatte nur die Schleuder und einen Kieselstein. Damit kam er Goliath zuvor. Soll nun auch er als Aggressor verurteilt werden?

Man weiß heute noch nicht, wie das Ringen um den Frieden im Nahen Osten ausgehen wird. Mir scheint, nach allen Erfahrungen der letzten Zeit, als müsse Israel vor seinen Bedrohern mehr geschützt werden, als die Bedroher vor Israel. Die lädierte UNO wird den Frieden in diesen Ländern kaum schützen können, wenn sie nicht von der Sowjetunion und Amerika tatkräftig unterstützt wird. Die Verantwortung liegt nach wie vor bei den beiden Großmächten, die hier (und auch in Vietnam) den Beweis liefern müssen, daß es ihnen mit dem Frieden auf der Welt ernst ist. Keiner weiß mehr als diese beiden Großmächte, wie sehr er notwendig ist, um das atomare Grauen auf der Erde zu verhindern.

Hans Dohrenbusch



Denken statt dienen

Es war eine bemerkenswerte Veranstaltung. Die Industriegewerkschaft Druck und Papier hatte ihre Jugendleiter aus dem Landesbezirk Nordrhein-Westfalen eingeladen zu einer dreitägigen Arbeitstagung. Mit Sonderbussen kamen sie an, aus allen Ecken des Landes, und man konnte es den Teilnehmern ansehen, daß sie außer ihren persönlichen Utensilien auch einen großen Tatendrang mitgebracht hatten. Den konnten sie auch gut gebrauchen, denn die Tagung hatte sich eine Menge vorgenommen.

Es begann mit zwei Referaten vor „versammelter Mannschaft“. Anschließend ging es weiter in drei Arbeitsgemeinschaften, von denen jede ein konkretes Thema zu behandeln hatte. Arbeitswelt, Politik, Wirtschaft, das waren die Themenbereiche, um die es ging. Die Teilnehmer konnten sich übrigens ihre Arbeitsgemeinschaft selbst aussuchen, was den Vorteil hat, daß jeder auch das erforderliche Interesse für das jeweilige Thema mitbringt. So war es weiter nicht verwunderlich, daß sich recht schnell in allen drei Arbeitskreisen eine lebhaft Diskussion entwickelte. Diskussionen,

die gezeigt haben, daß sich junge Gewerkschafter recht ernsthaft mit Staat und Gesellschaft, mit Wirtschaft und Politik auseinandersetzen. Natürlich wurde so manche herbe Kritik angesetzt, natürlich wurden nicht alle Beiträge in wohlgesetzte Worte formuliert. Aber darauf kam es ja gar nicht so sehr an. Wichtiger war der aufrichtige, faire Meinungsaustausch, und der hat in der Tat stattgefunden.

Es war gar nicht einfach, in der vorgesehenen Zeit zu übereinstimmenden Ergebnissen zu kommen. Auch Detailprobleme wollten erst mal gründlich besprochen werden. Aber erfreulicherweise gab man sich in keiner Gruppe mit dem Besprechen allein zufrieden. Zu allen drei Themen wurden nach der versuchten Bestandsaufnahme auch Vorschläge erarbeitet, wie man das eine oder andere verändern könnte.

Und so ergab es sich ganz von selbst, daß die Ergebnisse der Arbeitsgemeinschaften, die allen Teilnehmern vorgetragen wurden, erneut Zündstoff abgaben für weitere Diskussionen. Der Staatsbürger in der Demokratie, so hieß zum Beispiel

die eine These, ist bestenfalls in seiner Freizeit unabhängig. In der Arbeitswelt ist er noch immer Untertan. Die Gefahr besteht, daß dort seine ganze Verhaltensweise, also auch die politische, entscheidend geprägt wird. Nur eine entsprechende Mitbestimmung kann aus dieser verhängnisvollen Lage herausführen, so lautete das Fazit dieser Gruppe. Woraus sich aus dem Plenum sofort Fragen ergaben wie: Will der Arbeitnehmer denn mitbestimmen? Und wenn, ist er dazu auch in der Lage? Nun, die Berichterstatter waren um Antworten nicht verlegen. Mit Recht wiesen sie auf die entscheidende Rolle der Bildung und der staatsbürgerlichen Erziehung hin, die bei uns leider noch immer stark vernachlässigt wird.

Kurzum, es war eine Tagung mit „Pfeffer“. Und trotz des strömenden Regens war der gemeinsame Besuch der Maikundgebung in Bielefeld noch ein krönender Abschluß. Man darf sicher annehmen, daß die Tagung ein Schritt war auf dem langen und beschwerlichen Weg vom Dienen zum Denken.

- winn -

Als vor wenigen Wochen in Düsseldorf zehntausend Griechen, die als Gäste in der Bundesrepublik arbeiten, gegen die neuerrichtete Militärdiktatur demonstrierten und Freiheit, Demokratie und Menschenrechte für ihre Heimat forderten, gab es kein großes Aufgebot von Polizeikräften. Die Polizisten erwiesen sich freundlich und zuvorkommend. Und man konnte sogar den Eindruck haben, daß ihre Sympathie bei diesen ursprünglichen Menschen war. Diese Erinnerung nur deshalb, weil hier gezeigt wurde, daß man kein Pluralurteil über Polizisten fällen soll.

Als unser Innenministerium beim Besuch des Potentaten aus dem Iran einen Pomp veranstaltete, der auch in gar keinem Verhältnis zu der Bedeutung dieser Person stand, als das größte Aufgebot an Polizeikräften, das die Bundesrepublik je sah, etabliert wurde, brach eine Schahhysterie aus. Und so kamen die, die darauf hinwiesen, daß unter der Herrschaft des Schahs im Iran oppositionelle Menschen ins Zuchthaus gebracht, gefoltert und getötet wurden, in den Geruch der Ruhestörer. Das ist kein schlechtes Präzedenzfall, denn in einer Demokratie ist das oft notwendig. Und es ist ein verbürgtes Recht, daß gegen Unmenschlichkeiten, von wem sie auch geschehen mögen, öffentlich und lautstark protestiert werden darf. Wer gegen dieses Recht ist, ist auf dem Wege der Diktatur, denn er schaltet ein demokratisches Recht aus. Wer aber für eine lebendige Demokratie ist, der sollte sich freuen über jeden Protest, der sich gegen die Verletzung der Menschenrechte erhebt.

Der Senat unserer Hauptstadt Berlin ist anderer Meinung. Er bedauerte, daß ein „Gast der Bundesrepublik beschimpft und beleidigt“ worden ist, denn dadurch wurde nach der Meinung des Senats das Ansehen Berlins geschädigt. Seiner Meinung nach ist Ruhe und nicht Unruhe über Unrecht die erste Bürgerpflicht. Gewiß – Mehl, Tomaten und Eier sind Nahrungsmittel, sie ersetzen keine Argumente, aber Revolver und Knüppel, die von Polizisten in Berlin gebraucht wurden, sind schon gar keine Argumente, denn sie brachten viele Verletzte und den Tod eines jungen Menschen. Wir lassen an anderer Stelle dieser Ausgabe den Ordinarius für Soziologie an der Kölner Universität, Professor Erwin K. Scheuch, über die Vorfälle in Berlin zu Wort kommen.

Und wir möchten noch vermerken, was der Fraktionsführer der SPD, Helmut Schmidt, am Schluß einer Rede im Bundestag sagte:

„Eine Gesellschaft, die mit einem nicht unbedeutenden Teil der heranwachsenden Generation in solchem Spannungsverhältnis lebt wie wir heute, die hat Grund zur kritischen Untersuchung aller Bereiche des gesellschaftlichen Lebens und aller möglichen Ursachen.“

Hadobu

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Postfach 409. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 82821. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden.

Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln

Kein Solo für O.N.C.E.L.

Das Geld fehlt

Die in diesen Wochen im Zweiten Deutschen Fernsehen angelaufene Krimiserie SOLO FÜR O.N.C.E.L. hat das Bundeskabinett in Bonn auf eine Idee gebracht.

Beeindruckt vom bevorstehenden Truppenabzug der Amerikaner ratschlagten die Herren, ob es nicht zweckdienlich sei, den Schutz der Bundesrepublik fortan der hervorragend funktionierenden Organisation O.N.C.E.L. und ihrem cleveren Staragenten Napoleon Solo zu übertragen.

Napoleon Solo steht in stetem Kampf gegen den mit weltweiten Vernichtungsplänen befaßten geheimen Großbund THRUSH. Weil die Bundesregierung auf Grund sich häufender Alarmzeichen ohnehin zu der Ansicht neigt, daß wir nicht nur von Freunden umgeben sind, fiel ihr die Entscheidung für den James Bond der Organisation O.N.C.E.L. nicht schwer.

Finanzminister Strauß wollte schon seine Unterschrift unter einen Blankoscheck für Napoleon Solo setzen, da räusperte sich Herr Lücke. „Wie wär's", fragte er, „wenn wir uns beider zugleich bedienen? Bevor wir Solo engagieren, lassen wir zuerst von THRUSH den erfolgversprechendsten Plan aushecken, wie der Bundesrepublik der größtmögliche Schaden zugefügt werden kann. Schließlich wissen wir zwar alle, daß es mit uns seit geraumer Zeit bergab geht, aber niemand weiß eigentlich so recht, warum!" Der Vorschlag wurde mit lebhaftem Beifall begrüßt.

Vierundzwanzig Stunden später ließen sich zwei dunkel gekleidete Herren mit Diplomatenaschen bei der Geheimorganisation THRUSH anmelden.

„Wir glauben, daß wir Ihnen nicht zuviel zumuten", sagte der Wortführer, „aber in allen SOLO-Krimis kommt stets der Umstand vor, daß THRUSH vermittels einer genialen Idee seines Computers einem Land oder manchmal sogar der ganzen Welt Schaden zufügen will."

„Genau das", nickte die THRUSH-Dame und lächelte sardonisch.

„Es muß verdammt schwierig sein, sich immer etwas Neues einfallen zu lassen?"

„Für einen Computer ist gar nichts schwierig. Kommen Sie zur Sache, meine Herren."

„Die Frage, die wir Ihrem Unternehmen stellen möchten, ist folgende. Gesetzt, THRUSH wäre ein erklärter Feind der Bundesrepublik. Was wäre Ihrer Meinung nach das wirksamste Mittel, der Bundesrepublik auf lange Sicht den nachhaltigsten Schaden zuzufügen? – von der Atombombe und ähnlichen Scherzen einmal abgesehen?"

Die Herren aus Bonn holten tief Luft und blickten die THRUSH-Dame erwartungsvoll an.

„Soll das ein Auftrag sein?"

„Geschäft ist Geschäft, wir bezahlen gut."

„Okay". Sie stand auf, zog ihren Mini-rock glatt und ging zu einer Stahltür, die sich mit leisem Summen vor ihr öffnete. „Gedulden Sie sich einen Augenblick. Ich werde die Sache dem Chef vorlegen. Was möchten Sie trinken?" Mit einer anmutigen Kopfbewegung zu den bunten Flaschen im Hintergrund verließ sie den Raum.

Ein Gong ertönte. Die Bonner Emissäre stellten ihre Whiskygläser auf den Tisch. Einen Augenblick später kam die Dame zurück.

„Nun?"

„THRUSH kann nichts für Sie tun, fürchte ich."



Der Riß im Gemäuer

Lithographie von A. Paul Weber

„Aber es muß doch, zum Kuckuck, ein wirksames Mittel geben, um die Bundesrepublik aus ihrer Rolle einer modernen Industriemacht zu stoßen und sie in eine Art europäischen Schrebergarten zu verwandeln!" rief der eine und sprang auf. „Gewiß, das gibt es", nickte die THRUSH-Dame.

Der Herr murmelte etwas von schlechten Nerven und setzte sich wieder.

„Das wirksamste Mittel", sagte die Dame und blickte dabei auf einen silbrig schimmernden Lochstreifen in ihrer Hand: „Behalten Sie das Schul- und Erziehungssystem in der Bundesrepublik bei wie es ist, damit erzielen Sie nach den Berechnungen von THRUSH am schnellsten und nachhaltigsten den von Ihnen gewünschten Effekt, meine Herren."

Ungerührt fuhr sie fort: „Heute schon hat die Bundesrepublik an ihren Realschulen und Gymnasien einen Lehrermangel von teilweise über 50 Prozent. Trotz rigoroser Kürzung der Stundenpläne, durch die allein schon eine verlässliche und ausreichende Wirkung in dem von Ihnen erwähnten Sinne erreicht würde, wirkt noch beschleunigend die Tatsache, daß für nicht ganz unwesentliche Unterrichtsstunden wie zum Beispiel Naturwissenschaften und Mathematik oftmals fachfremde Lehrkräfte eingesetzt werden müssen, wenn der Unterricht nicht sogar ganz entfällt. Die Abiturientenquote, die bis zum Jahr 1970 in anderen europäischen Ländern zwischen 100 und 160 Prozent zunehmen wird, steigt in der Bundesrepublik im gleichen Zeitraum nur etwa um 4 Prozent. Und so weiter und so weiter."

Mit einer mißmutigen Bewegung ließ sie die Hand mit dem Lochstreifen sinken. „Ich verstehe nicht", sagte sie, „wozu Sie für den von Ihnen offenbar geplanten Anschlag auf die Lebenskraft der Bundesrepublik unsere Organisation benötigen? Wir gestehen neidvoll, daß es anderswo offensichtlich Leute gibt, die THRUSH sogar noch über sind."

Als sich die beiden Emissäre verabschiedeten, sahen sie nicht mehr ganz so rosig-zuversichtlich aus wie noch eine halbe Stunde zuvor.

Der kleine Kabinettsaal war verqualmt vom Rauch vieler Zigaretten.

„Nun?"

Alle Augen richteten sich auf die beiden Herren, die schweigend in ihren Ledersesseln Platz nahmen. Franz Josef Strauß schwenkte den Blankoscheck.

„Können wir Napoleon Solo den Auftrag erteilen?"

„Nein."

„Warum nicht?"

„Es ist nicht wichtig", sagte der eine. „Geben Sie mir bitte eine Zigarette." „Wir glauben nicht, daß dies ein Auftrag für Solo ist", pflichtete ihm der andere bei.

Dann zündeten sie sich jeder eine Zigarette an und überlegten angestrengt, wie sie den perfekten Vernichtungsplan ihren Kabinettskollegen erklären sollten.

Gerd Angermann

Nach einer upi-Meldung wird sich das Bundeskabinett mit einem neuen Zivilschutzprogramm beschäftigen, in dem weitgehend auf Zwangsmaßnahmen gegenüber der Bevölkerung verzichtet werden soll. So soll das Schutzbaugesetz, das jedem Hausherrn die Pflicht auferlegt, in Neubauten Schutzräume zu errichten, geändert werden. Der Zwang soll verschwinden. Ferner soll das Zwangsschutzgesetz, nach dem künftig alle Bürger von 16 bis 65 Jahren zur Zivilschutzausbildung und Anschaffung von bestimmten Vorräten und Geräten verpflichtet sind, ebenfalls verändert werden. Ausbildung und Anschaffung sollen freiwillig sein.

Der Grund ist leider nicht bessere Einsicht, sondern einfach Geldmangel des Bundes, weil die Zuschußkosten, die der Bund bei Zwangsmaßnahmen zu leisten hätte, einfach zu hoch sind.

Wer entsinnt sich noch daran, wie diese Gesetze im Bundestag durchgepeitscht wurden, als stände bei Nichtannahme der Gesetze die Existenz der Bundesrepublik auf dem Spiele. Vielleicht wird Bonn bei den Kosten für die Rüstung auch mal zu besserer Einsicht kommen, denn nicht nur die Finanzlage des Bundes, sondern auch die Weltlage hat sich verändert.

Die Wickert-Institute haben die Bürger der Bundesrepublik nach ihrer Stellungnahme zum Vietnam-Krieg befragt. Die Ergebnisse waren überraschend. 44 v. H. erklärten sich für den Abzug der Amerikaner. 34 v. H. waren dagegen. 22 v. H. waren unentschieden. Nur 9 v. H. der Arbeiter erklärten sich mit dem Krieg einverstanden. Es sind also – wie so oft behauptet wird – nicht nur einige tausend verwirrte Jugendliche und Intellektuelle, die mit dem Krieg in Vietnam nicht einverstanden sind.

Der Weltboxverband hat einen jungen Mann von 25 Jahren ausgeschlossen, weil er in Amerika den Wehrdienst verweigert hat. Nichtirgendwen, sondern den Weltmeister Cassius Clay. Dieser junge Mann war als „Großmaul" verschrien. Unfares Verhalten hat man ihm nie nachsagen können. Aber er schlug in seinen Kämpfen einen nach dem anderen. Und so verlor er dem Weltboxverband das Geschäft, denn würde Clay immer weiter siegen, so wäre bald kein würdiger Gegner mehr da. Das aber kann – genauso wie schlechte Boxer – das Geschäft verderben. Der Weltboxverband steht ohnehin nicht in gerade gutem Ansehen. Inzwischen wurde Clay zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt.

Wer will es Clay verdenken, wenn er nicht Bomben auf friedliche Dörfer, wenn er nicht mit schädlichen Gasen andere Menschen vernichten, wenn er fruchtbares Land nicht zu verbrannter Erde machen will.

Vielleicht wollte er nicht das Schicksal Hunderttausender von Soldaten erleiden, die heute in diesem furchtbaren Krieg Dinge tun, von denen sie sich im Zivilleben mit Entsetzen abwenden würden. Hier, in der seelischen Vernichtung junger amerikanischer Menschen, scheint mir ein wesentlicher Aspekt der amerikanischen Tragödie zu liegen.

Hadobu

„Der Krieg in Vietnam findet nicht nur in Vietnam statt, er ist überall. In allen Ländern der Erde spüren wir ihn, fühlen uns von ihm bedroht, hoffen auf sein Ende." Robert Havemann

Der Jugendurlaub im Mittelpunkt

Urlaubszeit. Tausende jugendliche Arbeitnehmer werden ihren wohlverdienten Urlaub antreten. Angesichts dieser Tatsache wird das Urlaubsrecht des Jugendarbeitsschutzgesetzes in den Blickpunkt gerückt.

Abgrenzung

Der Jugendurlaub steht nach § 19 Abs. 3 JugArbSchG allen Beschäftigten zu, die zu Beginn des Kalenderjahres noch nicht 18 Jahre alt sind. Bis zur Erreichung des 18. Lebensjahres wird damit der Jugendurlaub gewährt. Erst wenn mit Beginn des Kalenderjahres das 18. Lebensjahr schon vollendet ist, steht dem Arbeitnehmer nicht mehr der Jugendurlaub, sondern nur der geringere Urlaub nach dem Bundesurlaubsgesetz zu. Ist ein Arbeitnehmer am 1. Januar des betreffenden Jahres noch nicht 18 Jahre alt, steht ihm der Jugendurlaub zu. Wer am 1. Januar eines Jahres geboren ist, vollendet sein 18. Lebensjahr bereits am 31. Dezember des vorhergehenden Jahres und tritt an dem Tage, an dem er geboren ist, nämlich dem 1. Januar, in sein 19. Lebensjahr ein. Mit Beginn des Kalenderjahres ist er damit 18 Jahre alt und erhält nicht mehr den Jugendurlaub. Jedoch schon am 2. Januar geborene Arbeitnehmer haben in dem Jahre, in dem sie 18 Jahre alt werden, zu Beginn des Kalenderjahres das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet, so daß sie in diesem Jahre noch den privilegierten Jugendurlaub erhalten. Dabei ist es gleichgültig, ob das Arbeitsverhältnis am 1. Januar schon bestand. Auch wenn es erst nach dem 1. Januar begründet wird, ist der Stichtag des Beginnes des Kalenderjahres maßgeblich. Unerheblich ist auch, ob die Wartezeit am 1. Januar bereits zurückgelegt war oder nicht.

Soweit das Urlaubsjahr zulässigerweise vom Kalenderjahr abweichend festgelegt ist, kommt es für die Gewährung des Jugendurlaubes nicht auf den Beginn eines abweichend festgelegten Urlaubsjahres als Stichtag an, sondern bleibt es für die Frage, ob Jugendurlaub zu gewähren ist, in jedem Falle bei dem Stichtag des Beginnes des Kalenderjahres.

Wartezeit

Abgesehen davon, daß der Arbeitnehmer oder Beschäftigte zu Beginn des Kalenderjahres noch Kind oder Jugendliche sein muß, entsteht der Anspruch auf Jugendurlaub erstmals nach einer ununterbrochenen Beschäftigung von mehr als 3 Monaten (§ 19 Abs. 1 JugArbSchG). Jetzt heißt es im Gesetz ausdrücklich, daß der Anspruch auf Urlaub nur „erstmal“ von einer ununterbrochenen Beschäftigung von mehr als 3 Monaten abhängt. Damit gilt auch für den Jugendurlaub der allgemeine Grundsatz, daß die Wartezeit nur einmal im Beschäftigungsverhältnis zu erfüllen ist. In den folgenden Urlaubsjahren entsteht der volle Urlaubsanspruch grundsätzlich mit Beginn des Urlaubsjahres als dem hierfür maßgeblichen Stichtag. Abweichend von § 4 Bundesurlaubsgesetz ist jedoch nicht auf eine ununterbrochene Dauer des Arbeitsverhältnisses beim gleichen Arbeitgeber, sondern nur auf eine ununterbrochene Beschäftigung abgestellt. Daraus ergeben sich verschiedene Konsequenzen.

Die Beschäftigung wird in einem bestimmten Betrieb ausgeübt. Maßgeblich für die ununterbrochene Beschäftigung ist damit aber die Zugehörigkeit zum gleichen Betrieb. Wechselt der Jugendliche den Betrieb, beginnt eine neue Wartezeit

zu laufen. Umgekehrt wird der Lauf der Wartezeit nicht berührt, wenn während ihrer Dauer der Betriebsinhaber wechselt.

Entgegen der Regelung des § 13 Abs. 1 Satz 1 Bundesurlaubsgesetz sind auch tarifvertragliche Änderungen der Wartezeit für Jugendliche nur dann zulässig, wenn sie günstiger sind. Das gilt vor allem für die Einführung des Stichtagsprinzips, das für Jugendliche wegen der kurzen Wartezeit aber nur dann günstiger sein wird, wenn es mit einer Zwölfteilung verbunden ist und den Stichtag vor den 1. April legt.

Urlaubsjahr

Der Urlaub entsteht nur für jedes Urlaubsjahr und in diesem Urlaubsjahr nur einmal. Urlaubsjahr ist grundsätzlich das Kalenderjahr, soweit nicht durch Tarifvertrag etwas anderes festgelegt ist

Ist ein Jugendlicher innerhalb eines Urlaubsjahres weniger als 6 Monate beschäftigt, erhält er für jeden vollen Beschäftigungsmonat ein Zwölftel seines Gesamturlaubsanspruchs. Diese Regelung gilt in jedem Eintritts- oder Austrittsjahr. Ein Zwölftel des vollen Urlaubs ist für jeden vollen Beschäftigungsmonat, aber auch dann zu gewähren, wenn der Jugendliche vor Beendigung der Wartezeit ausscheidet. Die Wartezeit verhindert nur, daß ein voller Urlaubsanspruch vorher entsteht. Wenn dies auch nicht wie in § 5 Bundesurlaubsgesetz ausdrücklich gesagt ist, wo es heißt, daß eine Zwölfteilung eintritt, wenn der Arbeitnehmer vor erfüllter Wartezeit aus dem Arbeitsverhältnis ausscheidet, ergibt sich dies doch aus der Regelung in § 19 Abs. 2 JugArbSchG, wo für die Zwölfteilung für jeden vollen Beschäftigungsmonat keine Einschränkung gemacht ist.



Der Deutsche Gewerkschaftsbund strebt einen Jahresurlaub von mindestens 4 Wochen für jeden an. Diese Forderung ist nicht Ausdruck einer gesunkenen Arbeitsmoral. Sie ist der gerechte Anspruch des arbeitenden Menschen in einer Zeit rasanten technischen Fortschritts.

DGB Deutscher Gewerkschaftsbund

...urlaubsfroh

weil es Gewerkschaften gibt

(§ 19 Abs. 8 JugArbSchG). Im Gegensatz zur Regelung von § 1 Bundesurlaubsgesetz kann damit für Jugendliche stets durch Tarifvertrag ein abweichendes Urlaubsjahr festgelegt, auch z.B. das Beschäftigungsjahr als Urlaubsjahr bestimmt werden.

Die Verknüpfung des Urlaubsanspruchs mit dem Urlaubsjahr bedeutet gleichzeitig, daß der Jugendliche in jedem Urlaubsjahr nur einmal Anspruch auf vollen Urlaub erhalten kann. Damit sollen Doppelansprüche auf Urlaub oder auf Urlaub und Abgeltung vermieden werden.

Dauer des Jugendurlaubs

Die Gesamturlaubsdauer beträgt für Jugendliche im Urlaubsjahr mindestens 24 Werktage und für im Bergbau unter Tage beschäftigte Jugendliche 28 Werktage (§ 19 Abs. 2 JugArbSchG). Der erhöhte Mindesturlaub in Höhe von 28 Werktagen steht nur denjenigen Jugendlichen zu, die im Bergbau unter Tage beschäftigt sind.

Auch Jugendlichen ist der Urlaub grundsätzlich zusammenhängend zu gewähren. Für die Teilung eines Urlaubs müssen besondere Umstände vorliegen.

Gewährung während der Berufsschulferien

Der Jugendliche kann grundsätzlich verlangen, seinen Urlaub während der Berufsschulferien zu erhalten, damit er zusammenhängende Erholungszeit hat. Der Gesetzgeber selbst hat aber auch den Fall vorgesehen, daß er nicht während der Berufsschulferien gewährt wird. Daraus ist zu entnehmen, daß die Lage der Berufsschulferien mit den übrigen betrieblichen Gegebenheiten abzuwägen ist. Das gilt insbesondere dann, wenn im Betrieb Betriebsferien mit dem Betriebsrat vereinbart sind und in dieser Zeit der gesamte Betrieb stillliegt, so daß auch Jugendliche während der Betriebsferien ihren Urlaub nehmen müssen. Dann gehen regelmäßig die betrieblichen Belange der Vorschrift vor, daß ein Jugendlicher nach Möglichkeit den Urlaub während der Berufsschulferien erhält. Eine Abweichung kann aber auch dann gegeben sein, wenn der Jugendliche aus besonderen persönlichen Gründen, etwa weil er mit seiner Familie verreisen will und diese nur außerhalb der Berufsschulferien auf Urlaub gehen kann, seinen Urlaub außerhalb dieser Zeit nehmen möchte.

Abgeltung

Die Abgeltung des Jugendurlaubs kommt nur dann in Betracht, wenn der Urlaub dem Jugendlichen nicht mehr als bezahlte Freizeit gewährt werden kann.

Berechnung der Urlaubsvergütung

Entgegen der Regelung von § 11 Bundesurlaubsgesetz ist für den Jugendurlaub auf das Lohnausfallprinzip abzustellen. Der Jugendliche erhält im Urlaub die Vergütung, die ihm zustehen würde, wenn er in dieser Zeit voll gearbeitet hätte. Es kommt nicht darauf an, welche Zeiten vor dem Urlaub gearbeitet wurden oder welche Ausfallzeiten zu berücksichtigen sind. Aber auch nach dem Lohnausfallprinzip bleibt Kurzarbeit ohne Berücksichtigung. Für Überstunden ist dagegen darauf abzustellen, welche Überstunden während des Urlaubs angefallen wären. Bei wechselnd hohen Bezügen, die bei Jugendlichen allerdings wegen des Verbots der Akkordarbeit (§ 37 JugArbSchG) selten sein werden, ist aus einem Bezugszeitraum auf den voraussichtlichen Verdienst während des Urlaubs zu schließen.

Dieser Referenzzeitraum wird in der Regel auch mit 3 Monaten vor Beginn des Urlaubs anzusetzen sein.

Die Rückforderung zuviel gewährten Urlaubs ist nach § 19 Abs. 2 Satz 4 JugArbSchG ausdrücklich und ohne Einschränkung ausgeschlossen. Dieses Rückforderungsverbot gilt allerdings nicht für irrtümlich zuviel gezahltes Urlaubsentgelt in falscher Höhe. Es gilt nur für zuviel gewährten Urlaub.

Im übrigen gelten auch für den Jugendurlaub die allgemeinen Vorschriften über Unpfändbarkeit, Höchstpersönlichkeit des Anspruchs, Verwirkung und Unabdingbarkeit. Auch auf den Jugendurlaub ist ein Verzicht nicht möglich, so daß auch eine Ausgleichsquittung insoweit unwirksam ist.

Günther Hoppe

Chemie-Jugend in Polen

Am ersten Tag unseres Aufenthaltes in Warschau hatten wir dazu wenig Gelegenheit. Dafür durften wir vier Stunden lang auf einer Tribüne stehend die Demonstration zum 1. Mai bewundern. Voreingenommen durch militante Maidemonstrationen in Ostberlin, waren wir alle angenehm überrascht. Die 300000 Menschen, die an der Regierungstribüne vorbeigingen, vermittelten eher das Bild eines großen Volksfestes, als einer machtvollen Demonstration. Traditionelle Trachten, zivile Kleidung und ab und zu eine Betriebsdelegation in Arbeitskleidung bestimmten das Bild. Uniformen sah man nur bei den Polizisten, die die Straßen absperren.

Wofür demonstrieren diese Menschen?

Nach den Worten Gomulkas, des ersten Sekretärs der Partei, der die Demonstration durch eine zwanzig Minuten dauernde Rede einleitete: für Koexistenz und Frieden, gegen die Aggression der Amerikaner in Vietnam, für die internationale Solidarität der sozialistischen Länder, gegen den Bonner Revanchismus, für die Anerkennung der Oder/Neiße-Grenze und für die Auflösung der Militärböcke in Europa. Daneben spricht er die Jugend des Landes an, sie solle lernen, lernen und nochmals lernen, um das Begonnene erfolgreich fortzusetzen. Er grüßt auch die friedliebenden Kräfte aus der Bundesrepublik. Nach Beendigung der Demonstration diskutiert unsere Gruppe, wozu eine solche Kundgebung gut sein kann, wenn sie nicht die Veränderung von Lebens- und Arbeitsbedingungen zum Ziele hat, wie das bei uns der Fall ist. Die einen meinen, wenn eine Demonstration das nicht zum Ziele hat, solle man auf sie verzichten. Die anderen halten die Kundgebung für ein legitimes Instrument der Regierenden. Sie meinen, es ist besser, so Zustimmung zu erheischen, als mit Gewalt und Geheimpolizei. Der zweite Tag in Warschau beschert uns eine scheinbar völlig unpolitische Beschäftigung. – Eine Stadtrundfahrt unter sachkundiger und charmanter Führung. Eine Dame, die den zweiten Weltkrieg noch erlebt hat, zeigt uns die Schönheiten der Stadt. Dabei erfahren wir dann auch in völlig sachlichem Ton und ohne Polemik, daß die Faschisten diese Stadt Haus für Haus nach einem perfekten Plan in die Luft gesprengt haben. Sehenswürdigkeiten und historische Stätten, so die Altstadt, wurden völlig nach alten Plänen wieder errichtet. Auf dem Gelände des ehemaligen Gettos, heute stehen dort moderne Wohnblocks, erfahren wir, daß die Faschisten um diesen Stadtteil eine Mauer gezogen, alle Warschauer Juden dort hingebracht haben und nach dem Gettoaufstand die Häuser mit Benzin übergossen und verbrannt haben. In den Häusern befanden sich 400000 Männer, Frauen und Kinder. Die Tatsache, daß es sich um deutsche Faschisten handelte, die dieses undenkbar Verbrechen begangen haben, läßt uns daran zweifeln, ob wir hier eine Mission entsprechend den Richtlinien des DGB-Bundesvorstandes erfüllen können und sollen. Über eins sind wir uns einig, daß wir alles tun wollen, um das Wiederkehren solcher Barbarei zu verhindern. Dazu gehört vielleicht auch die Toleranz, zu respektieren, daß andere Völker eine andere als unsere Ordnung für die dem Menschen angemessene halten.

Am Nachmittag des letzten Tages in Warschau hatten wir Gelegenheit, mit dem Chefredakteur einer Gewerkschaftszeitung zu diskutieren. Grundlage der

Diskussion war ein kurzer Vortrag über die jüngste Geschichte Polens. Dieser Vortrag wurde abgeschlossen mit der Bemerkung, daß Polen Freundschaft wolle „mit allen Ländern, in denen Menschen sind“.

Seine Polemik war kaum noch zu überbieten und löste bei uns heftige Gegenreaktion aus. Verständlich wurde sie für uns, als wir erfuhren, daß dieser Mann fünf Jahre seines Lebens im Konzentrationslager Buchenwald verbringen mußte.

Es war schwer, diesen Mann davon zu überzeugen, daß die Bundesrepublik trotz ihrer Einstellung zur Oder/Neiße-Grenze und zur DDR, trotz Vertriebenenverbände, trotz Seebohm und Globke, trotz Strauß und Kiesinger, trotz NPD und Notstandsplänen kein faschistischer und revanchistischer Staat ist.

Zu erwähnen ist in diesem Zusammenhang, daß jeder die Möglichkeit hat, in

Tarifvertrag in der chemischen Industrie bei personellen Angelegenheiten. Die zweite Instanz ist ein „Betriebsrat“, der alle drei Jahre gewählt wird und zur Hälfte aus Vertretern der Arbeitnehmer und zur anderen Hälfte aus Vertretern der Administration besteht.

Neben der Regelung von Konflikten wirkt dieser Betriebsrat an der betrieblichen Willensbildung mit. Letzte Entscheidung hat allerdings immer der Direktor, er ist eine absolute Autorität und kann nur über das Industrieministerium abgelöst werden. Die Löhne werden zwischen der jeweiligen Gewerkschaft und dem für einen Industriezweig zuständigen Ministerium durch Tarifvertrag vereinbart. Zentrale Konflikte, die sich aus der Verfügungsgewalt des Staates über die Produktionsmittel einerseits und dem Interesse der Werktätigen andererseits ergeben könnten, werden von unseren Gesprächspartnern geleugnet. Die Zeit

ständig, wenn sie die NPD und andere gefährliche Tendenzen in Westdeutschland beunruhigen.

Aber sie sind bereit aufzunehmen, daß das nur ein Teil der Wirklichkeit in der Bundesrepublik ist.

Wir beendeten dieses Gespräch auf beiden Seiten mit dem Bewußtsein, daß es sich lohnt, mehr voneinander zu wissen, als man hier wie dort durch die Presse voneinander erfährt.

Die nächste Station unserer Reise ist Auschwitz, ein Zeugnis finsterster deutscher Geschichte.

6000000 Menschen wurden hier ermordet. Dieser Ort klagt an, die Requisiten der Unmenschlichkeit sprechen eine eigene unmißverständliche Sprache.

Junge Menschen sind beschämt, sie sehen die Zeugen der Verbrechen oder der Versäumnisse ihrer Väter.

Dieser Ort mahnt. Er läßt nicht zu, daß



Polnische Jugend

Foto: Tadeusz Rolke

Warschau und an anderen Orten Polens jedes Presseerzeugnis der Welt, auch die der Vertriebenenverbände der Bundesrepublik, kaufen kann. Wenn wir uns nach längerer, sehr heftiger Diskussion mit diesem durch seine Erfahrung geprägten Mann in Freundschaft verabschieden konnten, so nur deshalb, weil wir nicht den Versuch gemacht haben, Dinge, die es nicht wert sind, zu verteidigen.

Eine sehr interessante Diskussion hatten wir beim Wojewodschaftsrat der Gewerkschaften in Krakow. Dort hatten sich zehn Kollegen eingefunden, um zunächst unsere Fragen zu beantworten. U. a. der Leiter der Propaganda-Abteilung, ein Jugendsekretär und der Bezirksvorsitzende der Chemiegewerkschaft.

Diskussionen

Die anderen Kollegen waren junge Funktionäre aus einem Betrieb. Wir nutzen diese Chance, um etwas über evtl. Beteiligungsrechte der Arbeitnehmer an betrieblichen und wirtschaftlichen Entscheidungen zu erfahren. Da gibt es gleich zwei Instanzen, erstens die Betriebsgewerkschaftsleitung, die von den Gewerkschaftern des Betriebes gewählt wird. Ihr kommt etwa die Funktion zu wie sie bei uns Betriebsräte haben. Ihre Kompetenz läßt sich vielleicht mit dem Begriff „Mitwirkung“ charakterisieren. Echte Mitbestimmung gibt es nach einem

reicht nicht aus, um festzustellen, was hier Ideologie und was gesellschaftliche Wirklichkeit ist. Als wir an dieser Stelle hartnäckig bleiben, werden wir nach der Wirklichkeit in der Bundesrepublik befragt.

Man will wissen:

Warum kann ein ehemaliger Nazi Bundeskanzler werden?

Welche Rolle spielt Strauß und warum spielt er überhaupt noch eine?

Welche Rolle spielen die Vertriebenenverbände?

Was ist mit Seebohm, Globke und Oberländer?

Wie steht ihr zur Oder/Neiße-Grenze?

Welche Rolle spielt die NPD, warum kann sie überhaupt eine spielen?

Warum ist die kommunistische Partei in der Bundesrepublik verboten?

Wie steht ihr zum Faschismus?

Warum erkennt ihr die DDR nicht an?

Berechtigte Sorgen

Diese Fragen werden zum Teil in einem sehr polemischen Ton gestellt. Bei einer längeren Diskussion konnten wir allerdings ehrliche, zum Teil auch berechtigte Sorgen erkennen. Wir stellten fest, daß die polnische Jugend sehr lebendig mit ihrer Geschichte lebt, und mußten zugeben, daß sie die Weigerung der Bundesregierung, Polens Westgrenze zu garantieren, sehr beunruhigen muß. Nach ihrer Erfahrung mit dem Faschismus ist es auch ver-

man die Geschichte aus dem Bewußtsein verdrängt.

Er verpflichtet die Jugend, den Ursachen dieser Unmenschlichkeit und des Faschismus auf den Grund zu gehen.

Er verpflichtet sie zu unerbittlichem Kampf gegen alles, was Spuren der Intoleranz und des Faschismus zeigt.

Mit dieser Erkenntnis zieht man weiter.

Wir fuhren nach Katowice und von da durch die fruchtbare Landschaft Schlesiens über Breslau der Grenze zwischen Polen und der DDR entgegen.

Fazit

Sieben Tage Aufenthalt sind zu wenig, um mehr als flüchtige Eindrücke von einem Land und seiner Bevölkerung zu sammeln. Es gibt kaum jemanden in unserer Gruppe, der nicht das Bedürfnis hätte, noch einmal in dieses Land zu fahren, um mehr von den Problemen seiner Bevölkerung zu erfahren. Alle gemeinsam sind auch ein wenig beschämt von der Gastfreundschaft, mit der man uns trotz unserer so grausamen gemeinsamen Geschichte bedacht hat.

Beherrschend ist die Erkenntnis, daß das gegenseitige Kennenlernen der Jugend aller Völker trotz unterschiedlicher Auffassungen eine der wesentlichsten Voraussetzungen ist, sich nie mehr auf den Schlachtfeldern zu begegnen.

Dieter Kretschmer

Um einen Rosenstrauch

Erzählung aus Griechenland von Petros Charis

Auch an jenem Abend wartete ganz Athen.

Und es sprach seine Klagen aus, versank in Berechnungen, die weder Anfang noch Ende hatten, und bereitete sich für den Kampf, den es gewohnt war, zweimal in der Woche durchzustehen.

In den Hauptstraßen reiften langsam die Überlegungen, die zu dem großen Wagnis führen sollten, zu einem der technischen Werke, die die meisten bei einem so armen und von Schicksalsschlägen geprüften Lande für undurchführbar hielten. In den Volksvierteln aber sah man keine Schwierigkeit. Dort ging man von einem Gedanken aus, den die Sehnsucht nach dem früheren Leben unerschütterlich wie einen Aberglauben machte, und bildete in jedem Hof, vor jeder Schwelle, vor jedem Fenster eine Ratsversammlung. Es war in der Zeit, in der das Wasser in Athen nicht einmal für die Hälfte seiner Einwohner reichte. Und die Dürstenden suchten nach dem Verantwortlichen.

Man durstete also, und auf dem Bürgersteig des kleinen Vorstadt-Cafés, das nur den Stammgästen ein zweites Glas Wasser gewährte, schwitzte man an dem lauen Juliabend, den keine Brise zu kühlen gedachte – das Stadtviertel erstreckte sich unterhalb des Philopappos und verlebte alle Sommer mit den Brisen des Phaliron –, und ratschlagte miteinander. „Das Wasser ist knapp“, urteilte ein alter Kutscher, der zu seinem eigenen Durst auch den seiner Pferde fühlte. „Aber hat Athen jemals mehr gehabt? In manchen Vierteln kommt das Wasser nicht nur mittwochs und samstags, sondern auch montags, und in anderen Stadtteilen hat es der Wasserwächter nicht so eilig, den Schlüssel umzudrehen.“

„Du hast unrecht“, korrigierte ihn der Tabakhändler der Nachbarschaft. „Die großen Herren essen mehr als wir, aber sie dürsten genau wie wir. Ich kann dir sogar sagen, daß sie mehr Durst haben, denn bei dem guten Essen wird das Verlangen nach Wasser noch größer.“

„Du bist im Irrtum, mein Freund“, widersetzte sich der Trinker der Tischrunde. „Der, der gut ißt, löscht seinen Durst nicht mit klarem Wasser, mein Lieber. Er hat alle Sorten Wein und trinkt, trinkt ganze Bassins leer. Das klare Wasser läßt er für dich, für mich, für den anderen, für die leeren Mägen.“

Aber der Kreis hatte auch seinen Techniker – die Beschäftigung bei der Klempnerei an der Ecke gab ihm ein Anrecht, sich so zu nennen –, und der war anderer Meinung. „Schlechte Einteilung. Man verschwendet eben. Man verschüttet das Wasser in Stadtvierteln, die weniger brauchen, in Kasernen, in Gärten. Sonst würde es ausreichen und niemand brauchte zu dürsten.“ Und er begann mit seinen Berechnungen, maß das Wasser des Reservoirs, zählte Kubikmeter und Verteilungsverluste auf, erteilte geradezu Unterricht in angewandter Wasserleitungskunde, aber auch ihm blieb zuletzt der Mund trocken, da das zweite Glas schon lange geleert war.

In der Tiefe der Straße, an der Ecke, war die Wasserleitung. Eine niedrige Steinsäule und ein Eisenrohr, das die Zeit und die Benutzung aus seiner Form gebracht hatten – ein so kleiner Mund, den man nur zu sehen brauchte, um den Durst des Stadtviertels zu begreifen. Und ringsherum unzählige Wasserkrüge und Blechkanister, zwei, drei Stunden bevor es dunkel wurde, hingestellt, damit sie sich ihren Platz in der Schlange sicherten und an das Wasser herankamen, wenn es dann langsam und gemessen aus dem kleinen Munde fließen würde. Sie glichen den Kolonnen des Schlachtplanes für einen



Nahkampf, diese Blechkanister, wie sie sich zusammengedrängten, sich bemühten, näher an die Wasserleitung zu kommen, und sie kämpften, um ihre Position zu halten. Und dieser Plan wurde aus Türen und Fenstern von Männern, Frauen und Kindern bewacht, die alle achtgaben, daß er in nichts geändert wurde, eine ganze Menschenmenge, die durstete und ihre Wasserkrüge füllen wollte, um ihre Kehle erfrischen zu können in den warmen Sommertagen und vor allem in den Nächten, die nicht enden wollten, wenn sich zu der Hitze der Durst gesellte. Wie ein eiserner Ring umschnürte den entlegenen Stadtteil die Arbeitslosigkeit, die im Sommer zunimmt und allein und ohne Abhilfe in der Stadt bleibt, während alle, die es können, auf die Berge und an den Meeresstrand fahren. Aber auch der Durst umschnürte ihn wie ein zweiter Eisenring. Und dieser Ring war tyrannischer und stärker sichtbar da, wo viele Menschen dursteten, und neben ihnen noch ein Kanarienvogel in seinem Käfig, eine Katze in ihrem warmen Pelz, eine Wurzel in der trockenen Erde nach frischem Wasser lechzten. Für Familien mit mehreren Kindern war jener Sommer schwer, bleiern und erstickend. Aber in den drei, vier größeren, langgestreckten, einstöckigen Hofhäusern, in denen vier bis fünf Familien unter niedrigen Dächern lebten, sprang immer wieder da und dort ein Funken auf und suchte in einen Gedanken hineinzuhuschen, in einen Blick, in ein Wort, und Zündstoff zu werden, Zorn auf den Lippen der Menschen aus dem Volk und Feuer in ihren Gesichtern. Anlässe zu Mißverständnissen ergaben sich jeden Augenblick, die alten Zwistigkeiten begannen von neuem und warfen Schatten auf die Gesichter, die Grüße und die Späße wurden weniger, die Menschen wachten jeden Morgen verändert auf, fast unbekannt miteinander. Die trockene Erde wurde zum Schießpulver; es genügte, daß eine harte Schuhsohle oder ein Holzschuh es etwas fester rief, damit es Feuer fing.

Aber man lebte auch schlechter in einem oder zwei anderen Häusern, und die könntest du gleich finden, ohne zu fragen und ohne dich zu erkundigen. Nur zu horchen brauchtest du. Wo die Zungen nicht wie Räder gingen, dort war die größte Not. Und das Schweigen hatte sich seit Tagen dort ausgebreitet, dicht und unerschütterlich, in dem Hof mit dem hohen Pfefferbaum, der seine Zweige über die Hofmauer und auf die Straße herunter hängte, als wolle er zuerst die Neuigkeiten von draußen empfangen und auf das Gute und das Schlimme vorbereiten. Die Arbeitsmöglichkeiten hatten sich verringert wie jedes Jahr, wenn der Juni kam. Aber dort blieben gleich nach dem 1. Mai die Männer ohne Tagelohn. Und die Sorgen begannen auf der harten Erde des Hofes, schwere Fußstapfen abzuzeichnen, alle von Männertritten, die demselben Richtpfeil folgten und zur Haustür führten, auf die Straße hinaus, auf die Suche, in das Unbekannte, zur Erniedrigung, manchmal sogar bis zum Almosen. Die Männer gingen. Und die Frauen blieben zurück mit ihrem Kummer. Aber auch der Kummer um eine andere Not bedrückte sie. Diese Not hatte sich ans Ende des Hofes zurückgezogen und wartete hilflos und geduldig, hoffte auf die Güte der Menschen, aber viel mehr noch auf das Erbarmen des Himmels, hatte ihre Augen auf ihn gerichtet und bat ihn Tag und Nacht, sich ihrer zu erbarmen, ihr zu helfen, auch diesen schweren Sommer zu überstehen.

Es war der kleine Garten des Hofes, der jedes Jahr in den Sommermonaten um sein Leben kämpfte, aber in diesem Sommer mit dem knappen Wasser und bei der großen Verzweiflung der Menschen seine Wurzeln betrachtete wie die letzten Bewohner eines Ortes oder die letzten eines Geschlechtes, das mit ihnen aussterben wird. Die Freunde und die Beschützer fehlten ihm nicht. Aber die Krüge und die Blechkanister kehrten nicht alle voll von der Wasserstelle zurück, und die Hoffnungen blieben abgezählt wie

Tropfen, nur so viele, wie die dürstenden Lippen, der Küchenverbrauch und die Hausarbeiten übriglassen würden. Und überall dem die Juni- und dann die Julisonne, fähig, einen ganzen See aufzusaugen, ihn trockenzulegen und wieder ihre Bohrer auszusenden, ob sie vielleicht im Boden noch Wasser fände.

Es war ein bitterer Kummer im Hof, dieser kleine Garten, ein großer und unheilbarer Kummer, der das Schweigen noch schwerer machte. Zwei Welten lebten dort drinnen nebeneinander, Tag und Nacht. Die eine hatte begonnen, zu hungern und zu dürsten, so wie auch ganz Athen; die andere durstete nur. Und die Qual ist größer, wenn der Durst alles andere beiseite schiebt und die Alleinherrschaft bekommt. Sie durstete also und senkte die Stimme, flüsterte und war am Vergehen. Zuerst verloren die Basilikumsträucher ihre Farbe, wurden hellgrün wie verschossene, wie verstaubt. Dann verloren sie ihre Blätter. Ihre Nerven erschlafften, fielen wie müde Arme herunter. Und es folgten ihnen die Sammetblumen, das Geißblatt, die Geranien. Das Gärtchen war nicht ganz trockengeblieben. Aber welche Wurzel sollte zuerst trinken, welche sollte sich halten mit ihren Säften und ihrer Kraft? Bald wurden die besonderen Neigungen des Hofes sichtbar. Jede Blume, die welkte, ging mit einem heimlichen Schmerz aus dieser Welt, mit einem stillen Neid. Sie hatte klar gesehen, daß man sie weniger liebte als ihre Nachbarin, der man mehr Wasser gab und die noch etwas länger leben durfte, etwas länger.

Diese Sterbefälle wurden häufiger in der Woche, in der das Wasser nur noch einmal kam. In drei Tagen welkten auch die Knospen und die aufgegebenen Blüten und die Blätter. Und es rangen in dem kleinen Garten nur noch zwei Wurzeln: eine Geranie und ein Rosenstrauch. Die Geranie forderte die Sonne heraus mit ihren feurigen Blüten. Der Rosenstrauch aber hielt seine Knospen geschlossen, ängstlich, mißtrauisch, ge-



duldig. Bis wann aber? Die neuen Welten, die in ihrer Seide eingehüllt waren, drängten, schrien, wölbten sich auf, wollten hinaus ans Licht und die Luft und die Sonne, um sie unverwandt anzuschauen und sie mit ihrer Schönheit zu bezaubern. Es vergingen zwei weitere Tage, und der Widerstandskampf schien noch lange zu dauern. Der Rosenstrauch hielt seine Knospen immer noch geschlossen – eine, zwei kleine Spalten nur hie und da. Aber die Geranie war feuriger und angriffslustiger bis in die tiefe Mitternacht, bis zur Morgendämmerung des dritten Tages. Doch dann, bei den ersten Strahlen der Sonne, sank sie nieder, als habe ein Beil sie an der Wurzel getroffen. Und sie blieb am Stengel hängen wie der Kamm am geschlachteten Hahn. Sie hatte alle ihre Kräfte gesammelt und eine heldenhafte Nacht verbracht.

Der Rosenstrauch führte nun den Kampf allein zwischen den zwei Eisenringen, die den Hof einschnürten. Die Fußstapfen der Männer folgten immer demselben Richtpfeil. Und neben ihnen, zwischen ihnen, auf ihnen, gleichgültig, rücksichtslos, unachtsam die Spur eines schweren Fußtritts. Er fiel da und dort auf große Männertritte oder auf die kleinen, zaghaften der Frauen, grob, herausfordernd, fremd, und feindlich zwischen den anderen Spuren. Ein Fremder, ein Einzelgänger neben so vielen anderen, die ihr Lieben und Leiden in dem durstenden Hof häuften und es dennoch fertigbrachten, in diesem Gedränge zu leben, ohne daß der eine auf den anderen stieß und trat. Eine breite Fußspur. Und über ihr ein schwerer Schatten und eine dunkle Mär, die in der Neugier und in der Not der einfachen Menschen größer wurde. Es war der Junggeselle, der hinten im Hof wohnte. Alle wußten, daß er früh, bevor es tagte, zum Schlachthof ging und den ganzen Tag wegblieb, in das Blut und in das Stöhnen der Tiere getaucht, die er schlachtete und abzog. Aber hatte ihn überhaupt jemand gesehen und gesprochen? War er blond, dunkel? Jung, mittleren Alters, ein Greis? Er hatte niemanden um etwas gebeten, und niemand kannte seine Stimme. Ein Schatten, der jede Nacht durch den Hof strich, und ein Schreckgespenst, das Tag und Nacht blieb, um die kleinen Bewohner des Hofes in einer gewissen Zucht zu halten.

Eines Abends hielt er den Schritt an, als er an der hellerleuchteten Jalousie vorbeiging und zwischen dem Weinen eines Kindes die Stimme seiner Mutter hörte: „Sei still! Der Schlächter kommt!“ Und das Kind hörte auf.

Und eines Nachts merkte er, daß man einen Jungen nicht in den Hof hinaus zur gemeinsamen Toilette gehen ließ, bevor er vorbeigegangen war. „So, lauf jetzt!“ hörte er sie zu dem Kinde sagen, als er in der Tiefe des Hofes angelangt war. „Schlag ein Kreuz und lauf!“ Er wandte sich nicht um, das Kind zu sehen, wie es sich bekreuzigte, aber er wandte sich auch sonst nicht, um niemand anderen im Hof zu sehen, nicht am Tage noch in der Nacht. Einzelgänger in allem – aber mit allen vereint im Durst! Seine Lippen waren trocken wie die Lippen aller Menschen im Hof – aber sein Herz schien nicht für den Rosenstrauch zu schlagen. Die zarte Blume, die nun ihren Ruf im ganzen Viertel hatte, führte einen Kampf, bei dem alle ihr Beistand leisteten. Nur er schien abseits zu stehen. Klein und groß würde schwören, daß er von dem großen Drama des Gartens im Hof keine Ahnung hatte. Und wie sie ihn von ihren Freuden und Lieben fernhielten, konnten sie ihn auch nicht an ihrem Kummer teilnehmen lassen.

Ob er aus einem anderen, einem gesegneten Geschlechte stammte, dieser Rosenstrauch, der noch kämpfte? Ob er seine Geheimnisse hatte? Kannte er besser als die anderen Blumen die Erde des Gartens und hatte vielleicht seine Wurzeln dahin getrieben, wo es richtig war? Die Fußstapfen des Schlächters, die immer schwer und ungerührt auf die anderen fielen, besagten, daß ihm solche Sorgen fern lagen und daß er gleichgültig blieb bei dem heißen Atem der durstigen Erde.

Endlich ging auch an diesem Tage die Sonne unter, aber die Nacht mußte weit über Mitternacht forschreiten, um sich von ihrem Dampfen zu befreien. Wo man die Hand hinlegte, waren offene Poren, die laue Dämpfe aufsteigen ließen – sei es Eisen oder Marmor oder Holz oder die Stirn eines müden oder eines wachen Menschen. In ihren Bettlaken drehten sich die Athener noch hin und her und schwitzten schlimmer als bei einer Wanderung in der Sonne. Und in jedem Fenster stand der Wasserkrug aus Ägina, der das knappe Wasser enthielt, mit kühlenden Dunsttropfen beschlagen, der Gefährte der sommerlichen Nacht.

Auch unser Hof hatte seine Wasserkrüge. Und kein Morgen fand sie gefüllt. Jeder von ihnen wurde zu einer bestimmten, immer derselben Stunde leer, mit demselben Geräusch, demselben Atemzug, als hätte der Durst seinen mit strenger Pünktlichkeit festgelegten Fahrplan, jede Nacht den gleichen. Und nach derselben Ordnung füllte und leerte sich der Hof mit Schatten und weißen, gespenstigen Erscheinungen. Sie kamen und gingen, zur selben Stunde, jede Nacht, traten aus denselben Türen, gingen zu derselben Stelle, machten dieselben Bewegungen. Der Hof lebte auch in der Nacht. Und sein großer Kummer wuchs, allein und schlaflos, über die Leidenenschaften des Tages, die für einige Stunden Waffenstillstand mit dem Leben schlossen und sich zur Ruhe legten, hier auf einer harten Matratze und dort auf

dem Boden in die Frische, die alle suchten, fern von der Stelle, die die Gewohnheit warm hielt und der Atem eines anderen Körpers unerträglich machte.

Als erste jede Nacht bekam ein dickes Mädchen Durst, das den ganzen Tag fremde Aussteuern sticte und sich früh zu Bett legte. In ihrem langen Nachthemd und mit einem Glas in der Hand trat sie in den Hof hinaus und ging geradeaus zu ihrem Wasserkrug. Sie fand ihn feuchtgeschwitzt, noch mehr als ihr eigener schwerer Körper es war, trank mit kleinen Schlucken und kurzen Atemzügen und ließ immer zwei Finger hoch Wasser im Glas. Dann machte sie ein paar Schritte, näherte sich dem Rosenstrauch, bückte sich über seine Wurzel und begoß sie. Sie atmete wieder tief und kehrte in ihre Kammer zurück, nun mit geringerem Durst und weniger Sorge um die Blume, die mit dem Tode rang. Sie entspannte in ruhigerem Schlaf ihre Hände, die am nächsten Tage viel zu arbeiten hatten. Es folgte der Großvater des Hofes. Er stand zweimal jede Nacht auf, und beide Male erhielt der Rosenstrauch seinen Anteil. Dann bekam seine Schwiegertochter Durst und gleich danach sein Sohn, und zur bestimmten Stunde, mit dem abgemessenen Wasser in ihrem Glas, löschten ihren Durst alle dürstenden Lippen im Hof. Der Rosenstrauch wußte es und wartete. Und niemand leerte sein Glas bis auf den Grund.

Jedoch das Wasser wurde noch weniger in jenem Sommer in Athen. Und die Not wurde größer bis zum Oktober, bis die Arbeit wieder anließ. In den Volksvierteln gab es weniger Lieder in jenen Sommer Nächten und mehr Falten auf der Stirn der Menschen jeden Morgen. Und die trockene Erde war wie Schießpulver, das sehr leicht Feuer fängt. Aber die Menschen des Hofes waren gütiger geworden. Der alte Mann, der zweimal aufstand, hatte eines Nachts einen Traum gehabt. Er sprach zu niemandem darüber. Und er wartete auch in der nächsten Nacht. Wieder jedoch war es derselbe Traum,

und noch klarer und noch schöner. Der Schlächter mit dem schweren Schatten, der mit keinem ein Wort wechselte, trat wieder aus seinem kleinen Zimmer, zaghaft, machte seine Tritte leicht, ging weiter wie verschämt, wie unentschlossen, näherte sich dem Rosenstrauch, bückte sich und goß etwas darauf. Der Alte wollte wieder nicht daran glauben, wagte aber auch nicht, näher zu kommen. Er ließ den Schlächter erst wieder zu seinem Schlafzimmer zurückkehren, wartete ein bißchen, ging hinaus, lief zu dem Rosenstrauch zündete ein Streichholz an und sah. Wasser war es, genug Wasser, das die Erde noch nicht getrunken hatte! Am Morgen hielt er eine Versammlung im Hofe und erzählte das Wunder. Und abends wartete er auf den Schlächter in der Haustür, grüßte ihn und lud ihn ein, mit ihm ein Glas Wein zu trinken. Der Schlächter hat nichts gemerkt, er sah nicht die Menschen, die hinter Türen und Fenstern lauerten. Wenn ein anderer ihm den Vorschlag gemacht hätte, könnte es sein, daß er schwerfällig und ohne Antwort weitergegangen wäre. Aber mehr als die Worte des Alten hatte sein weißes Haar gesprochen. Und er blieb stehen. Der Hof sah es und glaubte es kaum. Und er fühlte an jenem Abend den Duft des Rosenstrauchs noch stärker, noch mehr sein eigen.

Mit freundlicher Erlaubnis des Walter Verlags, Olten und Freiburg i. Breisgau, der Anthologie NEU-GRIECHISCHE ERZÄHLER entnommen. Übersetzt von Isidora Rosenthal-Kamarinea.

Entlarven Sie die Gegner der Freiheit!

Professor Erwin K. Scheuch

Wir betrauern heute den Tod eines Menschen, und wir betrauern heute einen Vorgang von großer Bedeutung. Wir betrauern die Erschießung des Studenten Benno Ohnesorg, und wir betrauern das Schicksal der Bürgerrechte in Berlin. Daß es sich um einen Studenten handelt, dessen Leben nach nur 26 Jahren schon endete, und daß es sich um Gesundheit und Freiheit von Studenten handelt, die in Berlin verletzt wurden, läßt diese Vorgänge zuerst zu unserer Angelegenheit werden, zu einer Trauer an den Hochschulen unseres Landes. Studenten sind aber auch Mitbürger und Mitmenschen – die Bürger unserer Bundesrepublik täten gut daran, dies nicht zu vergessen. Und damit wird die Erschießung von Benno Ohnesorg und die Art, wie in Berlin jetzt mit Demonstranten umgegangen wird, zu einer Angelegenheit aller Bürger. Leider ist das nicht mehr selbstverständlich.

Auch bei den Behörden in Berlin ist jetzt Betroffenheit eingekehrt: Betroffenheit nicht über ihr Handeln, Betroffenheit, daß man für das sogenannte Durchgreifen der Polizei so wenig Verständnis hat, Betroffenheit, daß Ruhe nicht mehr die erste Bürgerpflicht sein soll. Wenn ein Mensch durch die Hände derer stirbt, die unsere Leben eigentlich schützen sollen, wenn viele Menschen schwer verletzt daniederliegen – verletzt durch die, welche unsere Gesundheit schützen sollen, wenn Behörden sich gegenüber den Leiden von Mitmenschen so unempfindlich zeigen, wie dies jetzt in Berlin der Fall ist, dann ist für uns aller Grund zur Trauer und zu weiterer Sorge gegeben. So rufen wir an den Hochschulen unsere Mitbürger auf, mit uns zu trauern und mit uns besorgt zu sein um unsere Republik.

Dies ist ein Augenblick der Trauer und noch nicht der Augenblick des wirklichen Protestes. Dieser Augenblick wird noch kommen, wenn die volle Wahrheit über das Verhalten vieler Polizisten und über das Verhalten der politischen Instanzen in Berlin bekannt wird. Die Nachrichtensperre über Krankenhäuser wird nicht ewig dauern, wir werden über Art und Ausmaß der Verletzungen junger Menschen – und auch der schweren Verletzungen von Mädchen – bald mehr wissen.

Wir werden irgendwann wissen, ob eine Verschwörung bei Berliner Polizisten bestand, es bei nächster Gelegenheit „den Studenten einmal zu zeigen“. Wir werden Tonbänder und Filmaufzeichnungen über die Art erhalten, wie Polizisten in Berlin auf Bürger eindringen, jawohl – auf Bürger, denn auch Studenten sind freie Mitbürger unseres Staates, dürfen wählen, werden zum Wehrdienst herangezogen und werden an führenden Stellen unserer Gesellschaft wirken.

Recht zum Protest

Dies ist ein Augenblick der Trauer und damit der Besinnung. Wir möchten unsere Mitbürger bitten, sich mit uns auf einige ganz einfache Rechte zu besinnen:

Bei der Trauerkundgebung für den in Berlin von einem Polizisten erschossenen Studenten Benno Ohnesorg auf dem Kölner Neumarkt beschäftigte sich der Ordinarius für Soziologie an der Universität Köln, Professor Dr. Erwin K. Scheuch (39), mit dem Verhalten der Studenten und ihrem Recht auf Demonstrationen. Scheuch ist Leiter des Instituts für vergleichende Sozialforschung und Vorstandsvorsitzender des Studentenwerks an der Universität Köln. Wir veröffentlichen die Rede Scheuchs nachfolgend im Wortlaut.



Wir haben das Recht in der Bundesrepublik, in öffentlichen Versammlungen darzutun, wenn uns etwas im Staate mißfällt. Wir haben das Recht, einem Besucher unseres Staates zu zeigen, wenn wir ihn nicht mögen. Auch wenn einer Regierung viel daran liegen mag, einen Schah einen angenehmen Aufenthalt zu verschaffen, einer Regierung muß noch mehr daran liegen, die Freiheit der Bürger zu bewahren.

Selbstverständlich haben Polizeistaaten es leichter, nach Belieben bei Staatsbesuchen Jubel oder Protest zu erzeugen. Selbstverständlich ist es für alle Behörden nicht einfach, in einer freien Gesellschaft ihren Auftrag zu erfüllen. Und speziell an die Polizei gerichtet: Sie haben die Pflicht, den Frieden in der Öffentlichkeit zu erhalten oder herzustellen. In einer Demokratie hat eine Polizei aber nicht den Auftrag, politische Gegner zum Schweigen zu bringen oder einzuschüchtern. Im Augenblick fordern Studenten, daß man in unserem Lande diese einfachen Gesichtspunkte nicht übersieht. Es sind aber auch die Freiheiten aller Bürger, die bei den Studenten von Berlin verletzt wurden.

Nicht das erstmal

Dies ist ein Augenblick der Trauer und damit der Besinnung. Der Besinnung, wie es zu diesem Verlust eines Menschenlebens kommen konnte, und warum so viele unserer Kommilitonen ihre Gesundheit verloren. Es ist sicherlich nicht das erstmal, daß wir in unserer Bundesrepublik über die Art Klage führen, wie die Polizei ihre Aufgabe wahrnimmt, den Frieden in der Öffentlichkeit zu bewahren. Die Schwabinger Krawalle sind unvergessen, und unvergessen ist dabei die Art, wie Polizisten im Nachhinein mehr bemüht schienen, einander mit Aussagen zu decken, als Unrecht aufzuklären. Nein, die Vorgänge in Berlin sind nicht der erste Fall – und doch ein besonderer Fall.

Mit Betroffenheit habe ich gelesen – mit Ihnen gelesen –, auf welche Weise viele Zeitungen in Deutschland über die Vorgänge in Berlin berichteten. Da wurde von linksextremen und linksradikalen Studenten gesprochen, gegen die eine bis aufs Unerträgliche provozierte Polizei habe eingreifen müssen. Da wurde von Mob oder Fanatismus gesprochen, von Hetze und Ausschreitungen.

Selbstverständlich gibt es in Berlin extreme Studenten, denen am Krawall gelegen ist und nicht an der Nutzung ihrer Rechte als freie Bürger. Sie, liebe Kommilitonen, wissen, und Sie, liebe Mitbürger sollten nicht vergessen, daß der Berliner AStA in einer kürzlichen Urabstimmung eine Mehrheit der Stimmen erhielt, daß wir es hier in Berlin nicht mit verschwindenden Minderheiten zu tun haben – wie so oft behauptet wird. Und wenn es schon häßliche Szenen von seiten der Studenten gab, die Szenen von seiten der Polizei waren sicherlich empörend. Mit dem Gummiknüppel junge Menschen in Ecken zusammentreiben



Fotos: dpa

und zusammenschlagen ist sicherlich häßlich, ist sicherlich nicht Aufgabe der Polizei. Mädchen blutig schlagen ist sicherlich nicht Aufgabe der Polizei. Und doch sprach man darüber wenig.

Es läßt sich in vielen Zeitungen – und besonders in den Zeitungen eines großen Pressekonzerns – eine Neigung feststellen, Studenten als Bürger, ja Menschen minderer Art darzustellen. Studenten gammeln, protestieren, statt zu studieren, verbrauchen das Geld des Staates für Nichtstun, frönen der freien Liebe, schrecken Mitbürger durch Mao-Tse-tung-Zitate. Liebe Mitbürger: Diese Studenten sind Töchter und Söhne von anderen Bürgern, sind gute oder weniger gute Kinder ihrer Eltern, sind Mitmenschen und nicht Untermenschen.

Deutschland ist nicht das einzige Land, in dem Studenten der Obrigkeit – die es doch in einem demokratischen Staatswesen eigentlich nicht geben sollte – Unannehmlichkeiten bereiten. Mitten in einem Kriege protestieren viele Studenten Amerikas gegen eben diesen Krieg, verbrennen ihre Musterungsbefehle, streiken gegen die offiziellen Ansichten. Sicherlich sind die Bürger der amerikanischen Demokratie hierüber nicht erfreut – aber wie anders reagieren sie darauf. Diese Studenten sind doch nicht in erster Linie eine besondere Kategorie Mensch, genannt Studenten, sondern junge Menschen.

Warum protestieren diese jungen Menschen? Vielleicht haben die älteren Menschen hieran schuld? Vielleicht haben die älteren Menschen ihre Freiheit der Meinung zu leicht gegenüber den Versuchungen zur Anpassung aufgegeben, der Neigung zum Mitschwimmen im großen Strom? Noch am Montag fragte sich der Christian Science Monitor, eine wirklich christliche Zeitung, ob nicht der Studentenprotest Ausdruck des Ärgernisses sei, das die Gesellschaft den jungen Menschen gebe.

Studieren ja, aber...

Wie wenig fragte man sich bei uns, ob denn bei aller Übertreibung in den Ausdrucksformen der Protest von Studenten nicht vielleicht einen wirklichen Gegenstand habe, ob es nicht etwas zum Protestieren gebe. Einfache Mitbürger pflegen öfters zu sagen: die Studenten sollten doch studieren, statt zu protestieren. Selbstverständlich sollten Studenten auch studieren. Wir an den Hochschulen wären aber wohl nicht unserer Aufgabe gerecht geworden, wenn Studenten nicht kritischer wären als Familienväter im Beruf. Wir haben doch wohl an den Hochschulen die Aufgabe, das kritische Bewußtsein zu entwickeln.

Es gibt nun gute Gründe, warum dieses kritische Bewußtsein, diese leichtere Bereitschaft zur Unruhe, sich jetzt und zunehmend im politischen Protest der Studenten als Gruppe äußert. Vielleicht sind Sie, meine Kommilitonen, sich über die Gründe, über die gesellschaftlichen Bedingungen, nicht klar, warum nun Unruhe an den Hochschulen herrscht.

Unruhe an den Hochschulen, das ist weitgehend der Preis für Ruhe in der Gesellschaft. Als zwischen Parteien noch Gegensätze bestanden – oder besser: als in der Politik die bestehenden Gegensätze noch Gegenstand öffentlicher Diskussion waren – da war an den Hochschulen mehr Ruhe als heute. Wo sonst kann heute noch über wirkliche Gegensätze gestritten werden, und wo kann heute noch auf unerfreuliche Wandlungen in der Gesellschaft öffentlich reagiert werden, wenn nicht in unseren Hochschulen.

Kritisches Bewußtsein

Wir Hochschullehrer sehen die Unruhe unter den Studenten nicht gerne. Ein jeder von uns wünscht in seinem Lebensbereich Ruhe, auf daß er seinen eigenen Geschäften nachgehen kann. Wir müssen aber an den Hochschulen verstehen, warum das Ruhehalten so schwer ist. Mehr Verständnis für diese gesellschaftlichen Bedingungen würde vielleicht verhindern, daß die Hochschulen ersatzweise zum Ort politischen Streits, ja politischer Straßenkämpfe würden. Dafür sind Hochschulen sicherlich nicht der Ort.

Sie sind aber ein Ort, an dem sich kritisches Bewußtsein real verwirklichen sollte. An ihnen liegt es, die Gegenstände zur Anwendung kritischen Bewußtseins

angemessen zu wählen. Und die Formen zu wählen, in denen Protest auch wirksam ausgedrückt wird.

Dies soll ein Augenblick der Besinnung sein, und deshalb bitte ich Sie, ein wenig darüber nachzudenken, warum es auch weiter für Sie schwer sein wird, sich angemessen zu verhalten, angemessen die kritische Rolle in der Gesellschaft zu erfüllen, die zu erfüllen Sie durch die Hochschule vorbereitet werden sollen. Seien Sie darauf vorbereitet, daß von manchen Seiten Haß gegen Sie als Studenten geschürt werden wird – zumindest, wenn Sie sich kritisch betätigen. Beantworten Sie den Haß nicht mit Haß, sondern entlarven Sie die Gegner der Freiheit.

Fragen

An Anlässen, die Ihre Kontrolle über Ihr eigenes Verhalten auf die Probe stellen werden, dürfte es in Zukunft nicht fehlen. Das Verhalten einiger Würdenträger in Berlin ist ein Beispiel für Anlässe, die Haß provozieren können und die doch eigentlich nur die Entschlossenheit bestärken sollten, Mißstände auszuräumen. Dies sollte eigentlich auch für Behörden in Berlin ein Augenblick der Trauer sein und ein Augenblick der Selbstbesinnung. Herr Polizeipräsident Duensing, wie denken Sie heute über Ihren Kommentar zu den Studentenunruhen, den Sie auf

einer Pressekonferenz in Berlin am 5. Juni abgaben – also nachdem der Tod Benno Ohnesorgs durch einen Schuß von hinten und nachdem das Ausmaß der Verletzungen bekannt waren: „Nehmen wir die Demonstranten als Leberwurst, nicht wahr, dann müssen wir in der Mitte hineinstecken, damit sie an den Enden auseinanderplatzen.“

Herr Regierender Bürgermeister von Berlin, was halten Sie jetzt von Ihren Äußerungen am Samstagmorgen, was von der Ankündigung, man werde von nun an öffentliche Demonstrationen „im Keime ersticken“. Sind Sie noch wie am Samstag bereit, die volle politische Verantwortung für die Art des Einsatzes der Polizei zu übernehmen?

Und die Herren Sprecher der Polizeigewerkschaft: Was halten Sie heute von Ihrer Forderung vom Samstag, jetzt endlich mit aller Härte gegen studentische Demonstrationen vorgehen zu sollen? Halten Sie jetzt noch ein Mehr an Härte für dringend geboten?

Stehen Sie noch zu diesen Äußerungen, Herr Polizeipräsident, Herr Regierender Bürgermeister, die Herren Vertreter der Polizeigewerkschaft? Wenn ja, dann ist es an der Zeit für uns alle – und nicht nur für die Studenten –, Sie zum Abtreten zu veranlassen: Sie alle, die uns sonst als ehrenwerte Männer begegnen und die doch in diesem Augenblick menschlicher Tragödien nicht menschlich reagieren.

Wir älteren Menschen in dieser Gesellschaft müssen uns in dieser Situation des Protestes der Studenten, und eines Unrechts an den Studenten, vor einer besonderen Art von Pharisäertum hüten: jeden Formfehler der Studenten zum Anlaß der Distanzierung von unbequemen Studenten zu nehmen. Wir älteren müssen jetzt versuchen, Ihre Sache zu verstehen, statt an Ihren Formen Anstoß zu nehmen.

Sie alle, liebe Kommilitonen, haben eine schwere Zeit vor sich. Es scheint, als ob eine jede Industriegesellschaft Haßobjekte brauchte. Wir haben in Deutschland keine Neger, und in unserer Mitte weilen jetzt nicht mehr diejenigen, die uns in Deutschland einmal als Haßobjekte dienten. Sie könnten jetzt leicht in die Situation geraten, zu solchen Haßobjekten zu werden.

Das wird von Ihnen mehr Vernunft verlangen, als man von Menschen Ihren Alters und in Ihrer Situation erwarten kann, ja erwarten darf. Und wahrscheinlich mehr an Vernunft, als Sie haben werden.

Denken Sie an den Toten und die Verletzten. Protestieren ist in unserer Gesellschaft gegenwärtig kein Spaß mehr. Sie haben heute einen schweren Stand und eine wichtige Aufgabe – eine wichtige Aufgabe für uns alle. Das ist keine Zeit für frisch-fröhliches Provotum. Wohl aber eine Zeit zum kritischen Protest in einer Gesellschaft, die Ordnung über Wahrheit, und erst recht über Kritik, zu stellen pflegt.

Benno Ohnesorg wurde hierfür absichtsvoll zu einem Zeugen.

Zum hundertsten Geburtstag von Käthe Kollwitz 8. Juli 1967



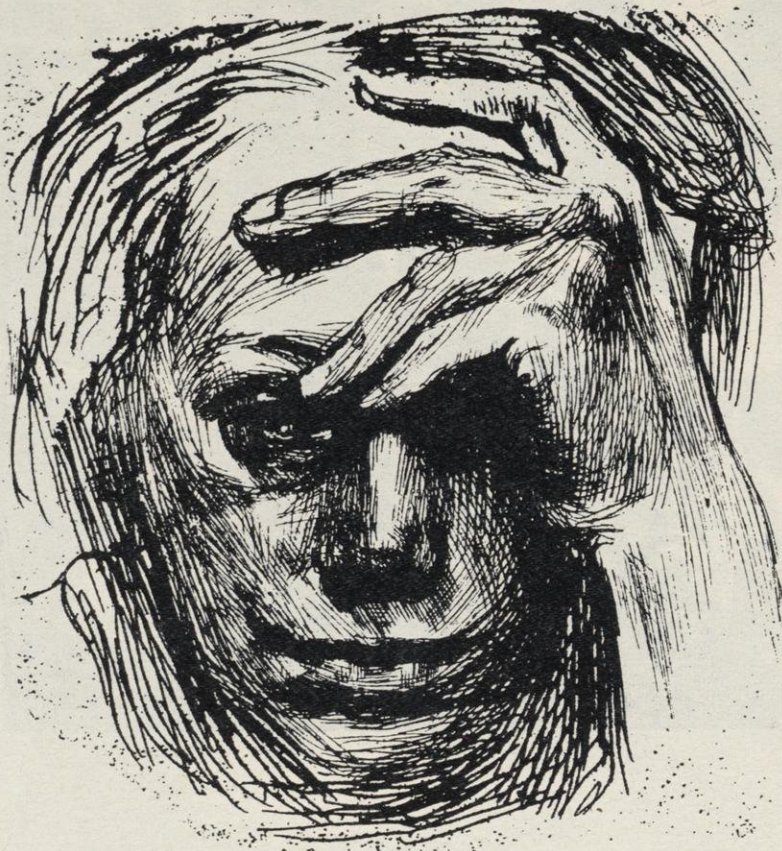
Die Mütter

Der Vormittag des 26. Februars 1893 war für die Welt des Theaters in Deutschland ein großer Tag, denn Gerhart Hauptmanns Drama „Die Weber“ wurde nach unendlichen Schwierigkeiten der Zensur des Kaiserreiches in der „Freien Bühne Berlin“ uraufgeführt. Der Dichter errang damit Weltruhm. Zum erstenmal stand auf einer deutschen Bühne das unterdrückte und erniedrigte Proletariat: leidend, revoltierend und geschlagen von ökonomischer Willkür und staatlicher Rechtlosigkeit. Brennend vor Interesse und in tiefster Seele aufgewühlt saß im Parkett die junge Künstlerin Käthe Kollwitz. Ihre freiheitliche und soziale Einstellung war geprägt. Ihr Großvater wirkte als freireligiöser Pfarrer, der Vater hatte das Jurastudium aufgegeben, war Maurer und schließlich Maurermeister geworden, ihr Bruder wirkte als Redakteur an einer liberalen Zeitung, sie war verheiratet mit dem Kassenarzt Karl Kollwitz, der in den Armenvierteln Berlins praktizierte.

Für Käthe Kollwitz war die Aufführung der „Weber“ eine Sternstunde. Ihre angefangenen Arbeiten ließ sie liegen. Unter dem Eindruck des Stückes arbeitete sie vier Jahre an dem Weberzyklus – drei Lithographien und drei Radierungen –, der 1898 in der großen Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof in Berlin ausgestellt wurde. Die Jury, darunter der alte Adolph von Menzel, wollten sie mit einer Goldmedaille auszeichnen, aber Wilhelm der Zweite erhob Einspruch. Doch ihr Ruhm war begründet. Im nächsten Jahr wurde ihr auf der Ausstellung in Dresden die Goldmedaille verliehen. Dem Weberzyklus folgt 1908 der Zyklus Bauernkrieg. Die sozialen Spannungen der Zeit finden darin noch stärker und bewußter ihren Ausdruck. Sie steht in der Zeit und will wirken in ihr. Sie sieht die Unterdrückung und das Leid der Millionen arbeitender Menschen und ihrer Familien.

Was ist es, das die Künstlerin ihre Sujets aus dem Leben der Unterdrückten und Erniedrigten nehmen läßt? Ist es Mitleid, nach Schopenhauer die Grundlage der Sittlichkeit, das sie bewegt? In ihrem Tagebuch schreibt sie darüber:

„Ich möchte hierbei einiges sagen über die Abstempelung zur ‚sozialen‘ Künstlerin, die mich von da an begleitete. Ganz gewiß ist meine Arbeit schon damals durch die Einstellung meines Vaters, meines Bruders, durch die ganze Literatur jener Zeit auf den Sozialismus hingewiesen. Das eigentliche Motiv aber, warum ich von jetzt an zur Darstellung fast nur das Arbeiterleben wählte, war, weil die aus dieser Sphäre gewählten Motive mir einfach und bedingungslos das gaben, was ich als schön empfand. Schön war für mich der Königsberger Lastträger, schön waren die polnischen Jimkies auf ihren Witinnen, schön war die Großzügigkeit der Bewegungen im Volke. Ohne jeden Reiz waren mir Menschen aus dem bürgerlichen Leben. Das ganze bürgerliche Leben erschien mir pedantisch. Dagegen einen großen Wurf hatte das Proletariat. Erst viel später, als ich, besonders durch meinen Mann, die



Selbstbildnis

Familie



Käthe Kollwitz

Schwere und Tragik der proletarischen Lebenstiefe kennenlernte, als ich Frauen kennenlernte, die beistandsuchend zu meinem Mann und nebenbei auch zu mir kamen, erfaßte mich mit ganzer Stärke das Schicksal des Proletariats und aller seiner Nebenerscheinungen. Ungelöste Probleme wie Prostitution, Arbeitslosigkeit, quälten und beunruhigten mich und wirkten mit als Ursache dieser meiner Gebundenheit an die Darstellung des niederen Volkes, und ihre immer wiederholte Darstellung öffnete mir ein Ventil oder eine Möglichkeit, das Leben zu ertragen. Auch mag eine große Temperamentsähnlichkeit, die mich mit meinem Vater verband, diese Hinneigung verstärkt haben. Mitunter sagten meine Eltern selbst zu mir: „Es gibt doch auch Erfreuliches im Leben. Warum zeigst du nur die düstere Seite?“ Darauf konnte ich nichts antworten. Es reizte mich eben nicht. Nur dies will ich noch einmal betonen, daß anfänglich in sehr geringem Maße Mitleid, Mitempfinden mich zur Darstellung des proletarischen Lebens zog, sondern daß ich es einfach als schön empfand.“

Das ist ein Bekenntnis. Moral und künstlerische Auffassung begegnen sich und bilden eine Einheit. Ihre Kunst galt im Ausdruck den Unterdrückten, Erniedrigten und Beleidigten, ihr Gesamtwerk gehört allen Menschen. Schwarz und weiß sind die Farben dieser Meisterin aller graphischen Künste, die als Mutter die entsetzliche Not der Mütter jener Zeit darstellte. Und der Kinder. Sie zeichnete Plakate gegen die Not der Heimarbeiterinnen. Die Kaiserin erhob Einspruch. Sie zeichnete ein Plakat für Kinderspielplätze. Einspruch. Die Wirklichkeit wollten die herrschenden Kreise des Kaiserreiches nicht sehen. Noch tiefere Trauer kommt über die Künstlerin. Der erste Weltkrieg bricht aus. Ihr Sohn Peter fällt schon nach wenigen Monaten. Umfassender wird ihre Kunst. Nun gilt sie allen, die unter dem Moloch Krieg leiden. Wer stünde nicht erschüttert vor den Plastiken Vater und Mutter, die sie für einen belgischen Soldatenfriedhof formt, wer könnte den Arbeiterjungen vergessen, der seine Finger zum Schwur hebt: Nie wieder Krieg! Wer könnte vergessen die trauernden Arbeiter vor dem toten Karl Liebknecht.

Die Weimarer Republik ehrt sie. Sie erlebt noch, wie sich die Schatten der Not mildern. Aber dann kommt die Barbarei. Sie tritt aus der Akademie der Künste aus. 1935 erscheint ihre Steindruckfolge vom Tode. Ihr Mann Karl Kollwitz stirbt 1940. 1942 fällt der Enkel Peter. 1943 wird ihre Wohnung in Berlin durch Bomben zerstört. Am 22. April 1945 stirbt sie in Moritzburg.

Einzureihen in irgendeine Kunstrichtung ist Käthe Kollwitz nicht. Sie war selbst eine Richtung. Und eingegangen ist sie in die Herzen der Menschen, die diese Erde wohnlicher machen wollen.

Hans Dohrenbusch



Kinder hungern



Plakat zum
Internationalen Jugendtag
1924

Solidarität



Nach Jerusalem

Von Gerd Angermann

Chana aus Neuseeland arbeitet auf d

en Feldern eines neuen Kibbutz.

Foto: Willem van de Poll/Bavaria

Am 15. Mai 1948 ließ der letzte britische Hochkommissar für Palästina, Generalleutnant Sir Alan Cunningham, den Union Jack an seinem Amtssitz in Jerusalem niederholen. Die letzten britischen Truppenkontingente zogen sich zur Einschiffung nach Haifa zurück. Großbritannien gab sein ihm nach dem ersten Weltkrieg vom Völkerbund übertragenes Mandat über das Heilige Land auf. Am selben 15. Mai wurde, basierend auf einem Beschluß der UN-Vollversammlung, der Staat Medinath Yisrael gegründet. Die Staatsgründung erfolgte im Museum in Tel Aviv. Zu den ersten Regierungen, die Israel offiziell anerkannten, gehörte damals die Sowjetunion, die in den UN nachhaltig für eine Teilung Palästinas eingetreten war. Wiederum am selben 15. Mai 1948 marschierten ägyptische, jordanische, irakische und libanesische Truppen in Palästina ein, und der Generalsekretär der Arabischen Liga verkündete: „Dieser Krieg wird ein Vernichtungskrieg sein, ein gewaltiges Massaker, das man in einem Atem mit den Mongolenstürmen und den Kreuzzügen nennen wird.“

Durch den Kriegeausbruch wurde die Durchführung des UN-Teilungsplanes verhindert, der für Israel ein Territorium vorgesehen hatte, das ohnehin ein Alptraum war: ein Flickwerk von Blöcken, die durch schmale Korridore verbunden waren. Jerusalem sollte den Status einer internationalen Enklave erhalten. Als die Kämpfe ein Jahr später zu Ende gingen, hatten die inzwischen untereinander völlig zerstrittenen arabischen Gegner das genaue Gegenteil dessen erreicht, was ihr Kriegsziel gewesen war. Der junge jüdische Staat war nicht von der Landkarte verschwunden. Dafür aber hatten die Araber die Chance eines jederzeit tödlich verwundbaren jüdischen Staatsgebildes verspielt. In vier verschiedenen Waffenstillstandsabkommen wurden zwischen Januar und Juli 1949 die heutigen Grenzen Israels als Demarkationslinien festgelegt.

Aber weder die Niederlage von 1949 noch der katastrophale Ausgang des Sinaifeldzuges 7 Jahre später führten bei den arabischen Staaten zu einem Umdenken. Statt friedlicher Koexistenz, die die wirtschaftlichen Möglichkeiten der meisten Nahostländer wahrscheinlich völlig verändert und ihnen ganz andere Entwicklungschancen eröffnet hätte, wurde weiterhin das heilige Ziel der Vernichtung Israels gepredigt. Radio Kairo am 19. Mai 1967: „Die einzige Methode, die wir gegen Israel anwenden werden, ist Krieg. Die einzige Methode, die Israel versteht, ist totaler Krieg, der die endgültige Zerstörung des zionistischen Staates bringen wird.“ Radio Kairo zwei Tage später, am 19. Mai: „Wir sind heute bereit, den grausamsten Krieg zu beginnen.“ Der ägyptische Staatspräsident Nasser am 29. Mai 1967: „Wir werden den Zeitpunkt und den Ort der Schlacht bestimmen. Wir werden unseren Gegnern keine Wahl lassen.“ Und Achmed Schukeiry, der von Nasser eingesetzte Chef der Palästina-Befreiungsorganisa-

tion, am 1. Juni 1967: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die jordanische Armee den Krieg gegen Israel beginnen wird. Nach diesem Krieg wird es kaum mehr jüdische Überlebende geben.“ Allen Völkermordschwüren zum Trotz hatten Nassers Feldherren jedoch nicht die Fortune ihres römischen Kollegen Titus, der im Jahre 70 n. Chr. den letzten jüdischen Staat von der Landkarte getilgt und seine Bewohner in alle Welt verjagt hatte. Dem tödlich bedrohten David gelang es, mit einer zahlenmäßig weit unterlegenen Armee das biblische Wunder nachzuvollziehen. Und während Jordaniens König Hussein seine Krieger noch aufstachelte: „Tötet, tötet, tötet!“ und algerische Hilfstruppen mit dem Schlachtruf „Tod oder Sieg!“ nach dem Sinai in Marsch gesetzt wurden, war der Krieg bereits entschieden. Nach sechstägigem Kampf setzte die vom Sicherheitsrat mehrfach angeordnete Waffenruhe ein. An allen Fronten im Vorderen Orient schwiegen die Geschütze.

Seither hält Israel eine Reihe respektabler Faustpfänder in der Hand. Im Südwesten stehen die Israelis am Suezkanal. Am Roten Meer kontrollieren sie die Straße von Tiran. Ihre Schiffe haben wieder freien Zugang zum Hafen Eylath. Im Nordosten beherrschen sie die Berge östlich des Genezarethsees. Die syrischen Artilleriestellungen sind vernichtet. Kein Sabotage- und Trupp wird künftig über diese Grenze in ihr Land kommen. Im Mittelabschnitt ist es gelungen, die gefährliche Wespentaille auszuweiten und das gesamte transjordanische Gebiet bis an den Jordanfluß zu besetzen. Das meiste davon wird – hoffentlich früher als später – bei Verhandlungen über wirkliche Grenz- und Friedensgarantien als territoriales Tauschobjekt in die Waagschale geworfen werden. Einige strategisch besonders wichtige Positionen, wie den Gazastreifen und den Stützpunkt Sharm el Sheik, wird man möglicherweise zu behalten trachten. Niemals und unter keinen Umständen aber dürfte Israel bereit sein, die Altstadt von Jerusalem wieder herzugeben, weil auf ihrem Boden das größte jüdische Heiligtum, die Klagemauer steht. Nach der Eroberung der Altstadt sagte der Botschafter Israels in der Bundesrepublik, Asher Ben-Nathan in einem Interview: „Kein israelischer Politiker wird jemals die Verantwortung auf sich nehmen können, daß die Klagemauer, die in den Händen der Israelis war und nun mit schweren Menschenopfern wieder zurückgeholt worden ist, wieder aus der Hand gegeben wird.“

Als die Nachricht, daß sich die Stadt Davids und Salomos nach erbitterten Kämpfen, teilweise von Mann zu Mann, wieder ganz im Besitz Israels befindet, die Neustadt von Jerusalem durchheilte, faßten sich die Menschen an den Kopf, um sicher zu sein, daß es nicht nur ein Traum war. Während noch Schüsse durch die Stadt peitschten, stieß Israels oberster Militärrabbiner Fallschirmjägergeneral Schlomo Goren an der heiligen Mauer in das alttestamentarische Scho-

farhorn und sprach mit seinen Soldaten das Kadish, das jüdische Totengebet, „für alle, die gefallen sind für die Heiligung des Namens Gottes bei der Befreiung der heiligen Stadt Jerusalem“. Unter allen Städten dieser Erde, die als verehrungswürdig gelten, gibt es nur eine, die drei Weltreligionen heilig ist: Jerusalem. Auf ihrem engen Raum ist vieles geschehen. Hier stand Salomos Tempel, hier wurde Christus gekreuzigt, hier erhob sich der Prophet Mohammed zum Himmel. Durch ihre engen Straßen zog Johannes der Täufer, hier stand Davids Thron. Kreuzfahrer haben die Stadt belagert und erobert. Und wie Alexander der Große, Kaiser Hadrian und Suleiman der Prächtige zogen zahlreiche andere Persönlichkeiten der Weltgeschichte in ihre Mauern ein. Heute dehnt sich die älteste bewohnte Stadt der Erde, die wie eine hochgetürmte Festung in den Bergen Judäas liegt, weit über ihre alten Mauern aus. Sie ist aus rotem Kalkstein gebaut, und die Sonne und der Stein verleihen ihr ein ganz besonderes Licht, in welchem Berge und Himmel ineinander überzugehen scheinen. Um keine Stadt ist so viel gekämpft, für keine so viel Blut vergossen worden durch alle Jahrhunderte. Schon bei ihrer ersten Erwähnung in der Bibel ist sie ein umkämpfter Ort, der damals noch Jebus hieß, von König David erobert und zur Hauptstadt erhoben wurde. In ihr errichtete Davids Sohn Salomo seinen Tempel.

Geteilte Stadt

Er machte Jerusalem zu einem religiösen und geistigen Zentrum. Auf Salomo folgten die Babylonier, auf die Babylonier wieder die Juden, dann kamen Griechen, dann Juden, schließlich die Römer. Nach dem mißlungenen Aufstand des jüdischen Freiheitshelden Bar Kochba wurde Jerusalem zerstört und eine neue Stadt angelegt, deren Betreten den Juden bei Todesstrafe verboten war. Im 7. Jahrhundert wurden die Römer von den Arabern vertrieben; 450 Jahre herrschte Friede, bis 1099 die Kreuzritter waffenklingend in die Heilige Stadt eindringen. Sie bauten an den heiligen Stätten, die damals schon tief unter dem Trümmerschutt der Jahrhunderte begraben lagen, Kirchen und Kapellen. Schließlich wurden sie von den Sarazenen verdrängt, die Anfang des 16. Jahrhunderts den osmanischen Türken weichen mußten. Im ersten Weltkrieg nahm General Allenby die Stadt ein, und Palästina kam unter britische Mandatsverwaltung. Nach der Niederlage der arabischen Armeen im Krieg 48/49 wurde Jerusalem zum erstenmal in seiner Geschichte geteilt. Die im Westen gelegene Neustadt mit dem Zionsberg als östlichstem Punkt gehört seither zu Israel. Die östlichen Bezirke mit der Altstadt fielen an das Haschemiten-Königreich Jordanien.

Das israelische Jerusalem ist eine moderne Stadt, wenn man sich darunter auch nicht gerade eine westliche Großstadt vorzustellen hat. Das jordanische



Jerusalem hingegen – von den Arabern „El Kuds“ (Das Heiligtum) genannt – ist von einer mittelalterlichen Stadtmauer umgeben und besitzt die ganze orientalische Romantik einer uralten Stadt, an der Mamelucken, Kreuzfahrer und Sarazenen mitgebaut haben. Gelb und weiß durcheinandergewürfelt kleben ihre Häuser am Hang, der zum Kidrontal abfällt. Innerhalb der Mauern drängen sich steil und eng Paläste und Wohnhäuser, Kirchen mit mächtigen Kuppeln, Türme und Minaretts. Durch viele Jahrhunderte hindurch haben die Pilger nach den Mühsalen der Fahrt zum Heiligen Land ergriffen vor diesem Anblick gestanden. Die sieben Tore in der Stadtmauer führen romantische Namen: Blumentor und Neues Tor, Löwentor und Dungtor, Damaskus- und Jaffator. Das siebte, das Goldene Tor, ließen die Araber im Mittelalter zumauern. Es gab bei ihnen eine alte Prophezeiung, durch dieses Tor werde an einem Freitag ein christlicher Eroberer in die Stadt einziehen. Innerhalb der Mauer befinden sich die heiligen Stätten. Der Felsendom, auch Omar-Moschee genannt, ist ein Heiligtum der Moslems. Er ist auf dem Felsen gebaut, wo Abraham der Legende nach bereit war, seinen Sohn Isaak zu opfern und wo mehr als 2000 Jahre später der Prophet Mohammed auf einem Schimmel in den Himmel geritten sein soll. Die Kirche zum Heiligen Grab steht auf dem Gelände des Calvarienberges, dem Ort der Grablegung Christi. Hier befindet sich auch die via dolorosa. Die Klagemauer, aufgeschichtet mit Steinquadern aus Salomos Tempel, ist seit Jahrhunderten Ziel und Sehnsucht jüdischer Pilger. Diese Anhäufung heiliger Stätten auf ganz engem Raum erklärt, warum die israelischen Soldaten beim Kampf um die Altstadt auf den Einsatz schwerer Waffen verzichteten und nur mit Handfeuerwaffen gekämpft haben. Lieber wollten sie höhere Verluste hinnehmen, als die Heiligtümer zu gefährden. Die jordanischen Truppen, die den Kampf um Jerusalem begonnen hatten, legten sich in dieser Hinsicht weniger Zurückhaltung auf. Sie beschossen den im israelischen Teil gelegenen Zionsberg mit schwerem Geschütz und zerstörten dabei die Dormitionkirche, die an jener Stelle erbaut ist, wo christlicher Überlieferung nach die Heilige Jungfrau zum Himmel aufgestiegen ist. Die beiden anderen auf dem Zionsberg gelegenen heiligen Stätten, das Davidgrab und das Haus mit dem Abendmahlsaal, blieben unversehrt. Den Verlust der Jerusalemer Altstadt im Befreiungskrieg 48/49 haben die Israelis nie verschmerzt. Die Frage, wie es damals trotz heldenhafter Verteidigung dem Feind am Ende doch gelingen konnte, den historischen Teil der Stadt einzunehmen, bewegte sie so stark, daß es sogar zu einer offiziellen Untersuchung kam, die indessen keinen eigentlichen Schuldigen zu Tage förderte. Aber auch später hörten die Debatten nie auf, und das Thema Altstadt gehörte bis in diese Tage zu den am leidenschaftlichsten diskutierten Fragen in Israel.

Anders als in anderen geteilten Städten – in Berlin zum Beispiel – kam in Jerusalem zur rein politischen die religiöse Bedeutung hinzu. Nach dieser Stadt haben sich seit der Vertreibung durch die Römer fromme Juden in allen Jahrhunderten der Diaspora zurückgeseht. Um Jerusalems willen ist im Haus jedes orthodoxen Juden an einer Stelle die Wand unverputzt geblieben. Auf einer jüdischen Hochzeit zerstampft der Bräutigam immer noch Glas unter dem rechten Fuß, um seiner Trauer über die Zerstörung des Tempels Ausdruck zu verleihen. Der Höhepunkt des wichtigsten Gebetes, das vom religiösen Juden dreimal täglich gesprochen wird, lautet: „Und nach Jerusalem, Deiner Stadt, sollst Du in Barmherzigkeit zurückkehren, wie Du es verheißt hast.“ Und zu jedem ihrer Feste gehört der Gruß: „Nächstes Jahr in Jerusalem!“ Und wenn sie „Jerusalem“ sagen, so meinten sie zu allen Zeiten die alte Stadt, auf deren Boden König Salomo einst den Tempel baute; jenen Tempel, der, von Nebukadnezar zerstört, nach der Rückkehr der Juden aus babylonischer Gefangenschaft wiederaufgebaut, der im Jahre 70 abermals in Schutt und Asche gelegt wurde und dessen letzte Reste Kaiser Hadrian nach dem Bar-Kochba-Aufstand schleifen ließ. Dieser symbolische Akt sollte das Ende der heiligen Stadt Jerusalem für ewige Zeiten bezeichnen.

Zionssehnsucht

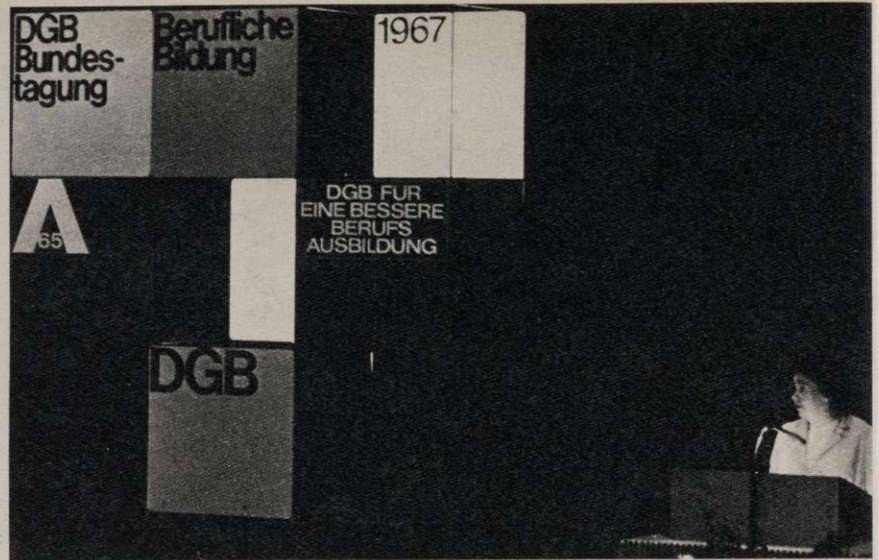
Im Laufe der Jahrhunderte kehrte aber Leben und kamen auch Juden zurück. Sie besaßen keinerlei politischen Ehrgeiz und waren zufrieden, solange sie nur die letzten heiligen Steine der Klagemauer küssen durften. Sie waren die Ärmsten der Armen, lebten von Spenden der Juden in aller Welt und waren mit dem einzigen Wunsch nach Jerusalem gekommen, in der Heiligen Stadt zu sterben. Erst seit es mit der Verkündung von Israels Unabhängigkeit möglich wurde, die Tore des Landes – in den historischen Worten der Staatsproklamation – „der Einwanderung von Juden aus allen Ländern der Diaspora zu öffnen“, kamen sie, um in Jerusalem zu leben. Aber auch weniger strenggläubige Juden haben ihren Staat immer als unvollendet und ihre Zionssehnsucht stets als unerfüllt empfunden, solange der heilige Platz des Tempels nicht auf israelischem Staatsgebiet lag. Deshalb werden die Israelis bei künftigen Friedensverhandlungen sicher über vieles mit sich reden lassen – aber über eines ganz sicher nicht: über eine Rückgabe der Jerusalemer Altstadt an Jordanien.

Berufsausbildung in Deutschland

Wie einst in Urgroßvaters Jugendzeit

Die Berufsausbildung in der Bundesrepublik ist wieder im Gespräch. Anfang Juni nahmen Sachverständige des Deutschen Gewerkschaftsbundes Stellung zu den wichtigsten Fragen der beruflichen Ausbildung und Weiterbildung. Auf dieser DGB-Bundestagung zur beruflichen Bildung wurde deutlich gemacht, wie eine zeitgemäße und zukunftsorientierte Berufsförderung auszusehen hat. Insbesondere wurde von den Gewerkschaftern eine gleichberechtigte Mitbestimmung der Arbeitnehmer im gesamten Bereich der beruflichen Bildung gefordert. Maria Weber, Mitglied des DGB-Bundesvorstandes, hob außerdem besonders hervor, daß die moderne hochtechnisierte Arbeitswelt ein außerordentlich starkes Bildungsgefälle begünstige. Sie präziserte: „Es muß um jeden Preis verhindert werden, daß sich zwischen den Führenden und den Ausführenden eine Kluft auftut, die Wissende von Unwissenden trennt, die durch kein gegenseitiges Verstehen mehr überbrückbar ist... Allzu groß wäre die Versuchung der Führungsschichten – wie immer sie sich politisch deklarieren mögen –, die Arbeitnehmer zu manipulierten Objekten ihrer Politik zu machen.“ Eine Gefahr, die es dringend geboten erscheinen läßt, sowohl unser allgemeinbildendes

Schulsystem als auch die Form unserer Berufsausbildung zu überprüfen. Denn hierzulande wird immer noch stur festgehalten an der im Regelfall dreijährigen Lehre im Betrieb, die ergänzt wird durch einen meist bloß siebenstündigen Berufsschulunterricht pro Woche. Dieses jahrhundertalte Ausbildungssystem entspricht nicht mehr den Anforderungen der heutigen Arbeitswelt. Eine Reform der Berufsausbildung tut also not, sie darf keineswegs mehr auf die lange Bank geschoben werden. Zwar pfeifen das die Spatzen noch nicht von den Dächern, aber eine ganze Reihe hochqualifizierter Experten bestätigen es immer wieder. Einer von ihnen, Professor Dr. Johannes Zielinski von der Technischen Hochschule Aachen, formulierte sein Unbehagen gegenüber der gegenwärtigen Form der Berufsausbildung so: „1. Auf dem Gebiet der beruflichen Ausbildung reichen die herkömmlichen Kenntnisse über die Art und Weise, wie auszubilden ist (Methode), nicht mehr aus. Die Führung der Ausbildung zeigt Mängel. 2. Auf dem Gebiet der Erziehung sind Unsicherheit und Planlosigkeit kaum noch zu verdecken. Die pädagogische Führung operiert nach Gutdünken und Laune. Das heißt: die Führung des jun-



gen Menschen in der Berufsausbildung ist ohne sicheren Anhalt des Wissens und der Verantwortung.

3. Jeder behauptet, er tue das Menschenmögliche. Der Staat arbeitet an einer neuen Gesetzgebung für das Berufswesen, diskutiert Reformen der Berufsschule, hebt die Qualität der Berufsschullehrerbildung. Die Kammern verschärfen die Überwachung der betrieblichen Ausbildung, ernennen Lehrlingswarte, vergeben Forschungsaufträge, richten Förderungskurse ein usw. Die Berufsschule versucht, das Leistungsniveau ihrer Lehrerschaft zu verbessern und durch Besinnung und Erprobung neue Methoden für eine bestmögliche Unterrichtsgestaltung zu finden. Die Meister und Ausbilder in Handwerk, Handel und Industrie vertrauen auf ihr Können, auf ihre Erfahrung, predigen Härte und fordern ‚radikales Durchgreifen‘. Die Eltern sind froh, wenn ihr Kind eine gute Lehrstelle hat und ihnen nicht mehr so arg auf der Tasche liegt, wenige nur achten in erster Linie auf eine qualitativ hochstehende Berufserziehung. Das Zusammenspiel aller Beteiligten kommt nur in Einzelfällen und an wenigen Orten zustande. Die Berufsausbildung ist, aufs Ganze gesehen, nicht aus ‚einem Guß‘. Wenn in der Erziehung mehrere an verschiedenen

Strängen ziehen, kann es nicht wundernehmen, wenn der von solchen pädagogischen Maßnahmen Betroffene in Verwirrung gerät und schließlich auf seine unfertigen Kräfte zurückgeworfen wird. Das unbedachte oberflächliche Urteil spricht dann von ‚Halbstarken‘, von Interesselosigkeit, von Faulheit und Bequemlichkeit, von schlechten Jahrgängen u. ä.“ Diese herbe Kritik, so berechtigt sie ist, läßt aber noch außer acht, daß die Zahl derjenigen Berufe ständig zunimmt, die eine mehr theoretische Ausbildung erfordern. Gustav Grüner, Professor für Berufspädagogik an der Technischen Hochschule Darmstadt, mutmaßt sogar, es sei nicht ausgeschlossen, „daß eines Tages der Gegensatz zwischen ‚Handarbeitsberufen‘ und ‚geistigen Berufen‘ überhaupt wegfällt, weil jede Arbeit geistige Arbeit – verschiedenen Schwierigkeitsgrades – ist.“ Er schlußfolgert: „Von hierher erhält die ‚Berufsausbildung in Schulen‘ ihre große Bedeutung.“ Dieser „großen Bedeutung“ allerdings wird in der Praxis bislang nur sehr unzureichend Rechnung getragen. Denn fast eindreiviertel Millionen Berufsschülern stehen lediglich etwas über 150000 Fachschüler gegenüber, das sind noch nicht einmal 10 v.H. Dabei ist noch zu berücksichtigen, daß die Mehrzahl der Fachschulen in der Bundesrepublik die Lehre nicht ersetzen, sondern meist bloß eine ergänzende Unterrichtung geben.

Umschulung



Und anderswo?

Ganz anders sieht es da in Schweden aus. Hier besuchen nach neun Jahren Grundschule 25 v.H. Fachschulen, 25 v.H. Vollzeitberufsfachschulen mit Lehrabschluß, 30 v.H. Gymnasien, und lediglich 20 v.H. absolvieren das hierzulande übliche duale System, d. h. betriebliche Lehre plus Berufsschule. In Holland sind es 40 v.H. der Volksschüler, die anschließend eine Vollzeitschule besuchen, in Belgien 50 v.H. und in Frankreich über 60 v.H. Auch im Ostblock liegen die Zahlen der Fachschulabsolventen weit höher als in der Bundesrepublik. In der Tschechoslowakei beispielsweise gehen rund 17 v.H. eines Geburtsjahrganges in die Gymnasien, 19 v.H. in die beruflichen Fachschulen und 60 v.H. beginnen eine praktische Berufsausbildung im Betrieb oder in einer dreijährigen Lehrlingsschule. Außerdem berechtigt die Abschlußprüfung einer Fachschule in der CSSR zum Hochschulstudium.

Sicher wäre es unrealistisch, von heute auf morgen eine revolutionäre Umgestaltung der deutschen Berufsausbildung zu verlangen. Dies vor allem auch deshalb, weil die Neuorientierung auf diesem Sektor Hand in Hand gehen müßte mit einer Reform der vorgeschalteten allgemeinbildenden Schulen. Dennoch bleibt zu fordern, daß unverzüglich damit begonnen wird, die wissenschaftliche Forschung über die zweckmäßigste Form der Berufsausbildung hier und heute energisch voranzutreiben. Schon



Umschulung am Computer

Jetzt ist hinlänglich klar, daß wir erheblich mehr Schüler auf Berufsfachschulen schicken müssen. Gerade der Bereich, der heute als mittlere Berufsebene bezeichnet wird und der etwa die Qualifikationsmerkmale der Meister, Techniker und Assistenten einschließt, wird künftig zunehmend an Bedeutung gewinnen. Hierfür schafft eine fundierte Fachschulausbildung die besten Startchancen.

Längere Schulzeit

Aber auch das allgemeine Facharbeiter-niveau gilt es weiter anzuheben. Das kann einmal dadurch geschehen, daß die Pflichtschulzeit auf zehn und mehr Jahre verlängert wird, zum anderen muß aber hinzukommen, daß die Lehrbefähigung nur solchen Betrieben zuzuerkennen ist, die es dem Lehrling ermöglichen, eine betriebliche oder überbetriebliche Lehrwerkstatt während der Ausbildung zu besuchen oder aber der Lehre einen Fachschulbesuch vorzuschalten. Einige Großbetriebe leisten schon jetzt auf diesem Gebiet ausgezeichnete Pionierarbeit. Ihre Erfahrungen können für eine zukunftsorientierte Berufsausbildung nutzbar gemacht werden. Ebenso aber auch die durchdachten Entwürfe für eine berufliche Stufenausbildung, wie sie besonders von der IG Metall entwickelt wurden, und deren erste Bewährung in der betrieblichen Praxis sich schon abzeichnen beginnt. Gerade bei dieser Stufenausbildung ließen sich die beiden ersten Stufen, in denen grundlegende Kenntnisse und Fertigkeiten einer breitangelegten Berufsausbildung vermittelt werden, an Fachschulen übertragen, wenn den Betrieben hinreichend pädagogisch vorgebildete Ausbilder nicht zur Verfügung stehen.

Damit wäre für eine Übergangszeit die notwendige pädagogisch ausgerichtete Grundausbildung zu gewährleisten. Eine Grundausbildung, die es dem jungen Arbeitnehmer ermöglicht, ohne ernsthafte Schwierigkeiten vielseitigen Arbeitsanforderungen zu genügen. Denn künftig wird es für jeden einzelnen Arbeitnehmer vor allem darauf ankommen, sich schnell und sicher an neuen Arbeitsplätzen einzuarbeiten. Ein beweglicher Geist und der Wille und die Fähigkeit, ständig neu dazuzulernen, das ist die Qualifikation, die über den beruflichen Aufstieg entscheiden wird.

Auf längere Sicht allerdings dürften diese Übergangslösungen nicht ausreichen. Es sind statt dessen von den Politikern Zielvorstellungen zu entwickeln, die nicht nur den beruflichen Anforderungen von morgen gerecht werden, sondern auch in hohem Maße eine Chancengleichheit für jedermann beim beruflichen Aufstieg einschließen müssen. Es könnte sein, daß es sich als zweckmäßig erweist, alle Kinder und Jugendlichen bis hin zum 18. Lebensjahr gemeinsam in einer Gesamtschule zu unterrichten, wobei eine Vielzahl von parallel laufenden Unterrichtskursen es jedem einzelnen möglich macht, sich auf den speziellen Fachgebieten zu vervollkommen, die der jeweiligen Begabung und den besonderen Fähigkeiten des einzelnen entsprechen. Einige Kernfächer wie Deutsch, Gemeinschaftskunde, Geografie u. ä. können von allen gemeinsam besucht werden. Bei stets offenen Übergängen von einer Fachrichtung zur anderen dürften so auch erst später erkennbare Begabungen einen ihnen gemäßen Bildungsweg finden. In diesem Schulsystem könnten dann auch Grundausbildungskurse für Berufsgruppen stattfinden, die durchaus

Fachschulniveau zu erreichen in der Lage wären.

Die Vorteile einer solchen Gesamtschule, die als Ganztagschule betrieben werden müßte, liegen auf der Hand. Milieusperren, die den Schulerfolg hindern, lassen sich hier leicht abbauen, spezielle Begabungen, die sich erst spät zeigen, können ihren Fähigkeiten entsprechend gefördert werden, große Schulkomplexe, wie sie eine so konzipierte Gesamtschule erforderlich machen, lassen es weniger aufwendig erscheinen, hier auch Lehrwerkstätten und Laboratorien mit modernster Ausrüstung mit einzurichten, desgleichen Sport-, Schwimm- und Spielhallen, großzügig eingerichtete Bibliotheken, Film- und Fernsehräume, Sprachlabors u. ä.

Ein weiterer Vorteil dieses Schulsystems, den wir gerade in Deutschland nicht gering schätzen sollten, ist die gemeinsame Schulausbildung aller Kinder und Jugendlichen aus allen Schichten der Bevölkerung. Eine demokratische Bewußtseinsbildung könnte von hier ausgehen, denn es kommt nun gar nicht mehr auf den Beruf, das Ansehen und den Geldbeutel der Eltern an, sondern ausschließlich auf die Begabung, die Fähigkeiten und den Fleiß des einzelnen Schülers. Hier zeigt sich auch schon ein Hoffnungsschimmer am Horizont. Bereits Ostern 1968 soll in Berlin-Neukölln die erste Gesamtschule 1500 Schülern die Pforte zu einer besseren Ausbildung öffnen. Die Pädagogen in Berlin, Reformen gegenüber von jeher besonders aufgeschlossen, sind davon überzeugt, daß sich der neue Schultyp bewähren wird. Berlins Schulsenator Carl-Heinz Evers, ein vitaler, äußerst jugendlich wirkender Mittvierziger, kommentierte denn auch die auf seine Initiative hin entstandene

Gesamtschule so: „Es ist ein System, so umfassend, daß man von einer Bildung nach Maß sprechen kann.“

Staatsform der Gebildeten

Indes, so verlockend das Bild einer so praktizierten Gesamtschule auch immer erscheinen mag, ihre Zweckmäßigkeit muß dennoch erst durch Schulversuche nachgewiesen werden. Am grünen Tisch können Bildungsinstitutionen zwar eronnen werden, aber sie haben sich in der Praxis erst zu bewähren, ehe sie als allgemeinverbindlich anzuerkennen sind. So bleibt der Bildungsforschung ein weites Feld, noch viel unentdecktes Land. Es ist aber dringend erforderlich, hier Pläne für die Zukunft zu entwerfen und zu erproben. Stillstand auf diesen Gebieten dürfte sich bitter rächen. Ein Land, das sich als Industrienation behaupten will, muß gerade im Bereich der Bildung und Ausbildung stets in der Spitzengruppe bleiben. In dieser Hinsicht aber läßt die Bundesrepublik viel zu wünschen übrig. Gewiß, noch ist es nicht zu spät, aber es dürfte höchste Zeit sein, den Anschluß nicht zu verpassen. Dazu brauchen wir, wie es der Naturwissenschaftler Professor Robert Havemann einmal ausdrückte, eine Gesellschaft, die es verträgt, daß viele Menschen intelligent sind. Kurzum, eine Demokratie. Denn, Ludwig Rosenberg sagte es, die Demokratie ist die Staatsform der Gebildeten.

Gunther Heyder

Fotos: Udo Hoffmann

NOTSTANDSREPORT der Jugend



Das war in Duisburg

Ein bedenklicher Anlaß – eine eindrucksvolle Demonstration politisch fundierten Engagements und kabarettistischer Brillanz: Der „Notstandsreport der Jugend“, veranstaltet Ende Juni in Duisburg von jungen Gewerkschaftern, Studenten, Naturfreunden und Falken Nordrhein-Westfalens, brachte rund 4000 Teilnehmer auf die Beine.

Am Vorabend einer möglichen Verabschiedung von zwei neuen Notstandsgesetzen begnügten sich die Veranstalter nicht damit, zu sagen, daß sie die Notstandsgesetze für den eigentlichen Notstand der Demokratie halten. Sie sagten auch, warum sie dieser Meinung sind. Sie hatten einleuchtende Argumente, die sie zunächst in drei Forumdiskussionen zur Sprache brachten.

Georg Benz, Vorstandsmitglied der IG Metall, faßte diese Argumente in einer vielbeachteten Rede zusammen, in der er das Nein der DGB-Gewerkschaften zu jeder Notstandsgesetzgebung noch einmal begründete:

Notstandsgesetze sind überflüssig; die Bestimmungen der Landesverfassungen reichen aus;
eine fortschrittliche Deutschlandpolitik wird erschwert;
schon zu Friedenszeiten können Arbeitnehmer dienstverpflichtet werden;
das Streik- und Koalitionsrecht ist bedroht;
gegen streikende Arbeitnehmer kann die Bundesregierung Militär als „Polizeikräfte“ einsetzen.



Jahrelang reisten Deutschlands Industriekapitäne auf der demokratischen Welle. Nun sind sie kräftig für Notstandsgesetze. Kabarettist Hannes Stütz vom „Münchener Rationaltheater“, Mitwirkender einer großen Nachmittagsveranstaltung in der Mercatorhalle unter dem Motto „Notstandszeit“, kennt die Gründe für diesen Wandel, der gar kein Wandel ist. „Die Katze läßt das Mäusen nicht“ singt er und meint die Unternehmer, die nur solange gute Demokraten sind, wie die Kasse stimmt, wenn es kriselt aber flugs die joviale Partnerschafsmaske fallen lassen. Faschistoide Tendenzen versucht „pardon“-Redakteur Günter Wallraff einigen großen Industriebetrieben beim Aufbau von Werkselbstschutzgruppen nachzuweisen. Von Gruppen übrigens, die es in weitaus gemäßigteren Formen nur nach einem Gesetz geben darf, das noch nicht in Kraft getreten ist. Wallraff verliert in der Mercator-Halle den Text seiner Reportage aus der Juni-Nummer von „pardon“.

Der Militärputsch in Griechenland ist für Protestsängerin Fasia ein alarmierendes Indiz dafür, wie gefährlich Notstandsgesetze für die Bevölkerung eines Landes werden können: „In Athen im April in der Nacht“. Eine Fixierung unserer gesellschaftlichen und politischen Situation versucht der Schriftsteller Erasmus Schäfer. Sie fällt sehr skeptisch aus. Die Duisburger Kabarettgruppe „Die Pfefferlinge“ heizt unseren Politikern ordentlich ein.

Höhepunkt der Veranstaltung: Dieter Süverkrüp singt herrlich unverschämte Songs auf Mißstände in unserem Land. Ein paarmal bleibt er stecken. Die Lieder sind brandneu, einige zum erstenmal in der Öffentlichkeit vorgetragen. Bei seinem Text über den Notstand stockt einem der Atem.

Eine geballte Ladung gegen den Notstand mit Notstandsgesetzen. Ob diejenigen, auf die sie abgeschossen wurde, sich getroffen fühlen?

H. P.

Fotos: Udo Hoffmann



Erasmus Schäfer



Georg Benz spricht zum Abschluß



Günter Wallraff



Die Geschichte vom kleinen Mann, der in die Rolle des Diktators kam

Dem Schauspieler Charlie Chaplin wurde der Kulturpreis des DGB für 1967 zugesprochen. Die Auszeichnung gilt insbesondere dem Film „Der große Diktator“, zu dem Chaplin das Drehbuch schrieb. Nachstehend bringen wir die Schlußrede des Films.

Es tut mir leid, aber ich will kein Kaiser sein. Das ist nicht meine Sache. Ich möchte niemanden beherrschen und niemanden bezwingen. Es ist mein Wunsch, einem jeden zu helfen – wenn es möglich ist –, sei er Jude oder Nichtjude, Weißer oder Schwarzer. Wir alle haben den Wunsch, einander zu helfen. Das liegt in der Natur des Menschen. Wir wollen vom Glück des Nächsten leben – nicht von seinem Elend. Wir wollen nicht hasen und uns nicht gegenseitig verachten. In dieser Welt gibt es Raum für alle, und die gute Erde ist reich und vermag einem jeden von uns das Notwendige zu geben.

Wir könnten frei und anmutig durchs Leben gehen, doch wir haben den Weg verloren. Die Gier hat die Seelen der Menschen vergiftet – sie hat die Welt mit einer Mauer aus Haß umgeben – hat uns im Stechschritt in Elend und Blutvergießen marschieren lassen. Wir haben die Möglichkeit entwickelt, uns mit hoher Geschwindigkeit fortzubewegen, doch wir haben uns selbst eingesperrt. Die Maschinen, die uns im Überfluß geben sollten, haben uns in Not gebracht. Unser Wissen hat uns zynisch, die Schärfe unseres Verstandes hat uns kalt und lieblos gemacht. Wir denken zuviel und fühlen zuwenig. Dringender als der Technik bedürfen wir der Menschlichkeit. Güte und Sanftmut sind wichtiger für uns als Intelligenz. Mit dem Verlust dieser Eigenschaften wird das Leben immer gewalttätiger, und alles wird verloren sein.

Das Flugzeug und das Radio haben uns einander nähergebracht. Das innerste Wesen dieser Dinge ruft nach den guten Eigenschaften im Menschen – ruft nach weltweiter Brüderlichkeit – fordert uns auf, uns zu vereinigen. In diesem Augenblick erreicht meine Stimme Millionen Menschen in der ganzen Welt – Millionen verzweifelter Männer, Frauen und kleiner Kinder –, die die Opfer sind eines Systems, das Menschen dazu bringt, Unschuldige zu quälen und in Gefängnisse zu werfen. Denen, die mich hören können, rufe ich zu: „Verzweifelt nicht!“ Das Elend, das über uns gekommen ist, ist nichts als Gier, die vorübergeht – die Bitterkeit von Menschen, die den Fortschritt der Menschheit fürchten. Der Haß der Menschen wird aufhören, Diktatoren werden sterben, und die Macht, die sie dem Volk genommen haben, wird an das Volk zurückgegeben werden. Solange Menschen sterben, kann die Freiheit niemals untergehen.

Soldaten! Unterwerft euch nicht diesen Gewalttätern, die euch verachten und versklaven, die euer Leben in starre Regeln zwingen und euch befehlen, was ihr tun, was ihr denken und was ihr fühlen sollt! Sie drillen euch, sie pöppeln euch auf und behandeln euch wie das Vieh, um euch schließlich als Kanonenfutter zu verbrauchen. Unterwerft euch nicht diesen Unmenschen – Maschinenmenschen, mit Maschinengehirnen, Maschinenherzen. Ihr seid keine Maschinen! Ihr seid Menschen! In euren Herzen lebt die Liebe zur Menschheit! Haßt nicht. Nur der Ungeliebte kann hassen – der Ungeliebte, der Perverbierte!

Soldaten! Kämpft nicht für die Sklaverei! Kämpft für die Freiheit! Im siebzehnten Kapitel des Lukas-Evangeliums steht geschrieben, das Reich Gottes sei im Menschen – nicht in einem Menschen oder in einer besonderen Gruppe von Menschen, sondern in allen! In euch! Ihr, das Volk, habt die Macht – die Macht, Maschinen zu erschaffen. Die Macht, Glück hervorzu- bringen! Ihr, das Volk, habt die Macht, das Leben frei und schön zu gestalten – aus diesem Leben ein wunderbares Abenteuer werden zu lassen. Laßt uns also – im Namen der Demokratie – diese Macht anwenden – vereint euch! Laßt uns kämpfen für eine neue Welt, für eine gesittete Welt, in der jedermann die Möglichkeit hat, zu arbeiten, die der Jugend eine Zukunft und die dem Alter Sicherheit zu geben vermag.

Die Gewalttäter sind zur Macht gekommen, weil sie euch diese Dinge versprochen haben. Doch sie lügen! Sie halten ihre Versprechen nicht. Sie werden das nie tun! Diktatoren befreien sich selbst, aber sie versklaven das Volk. Laßt uns nun dafür kämpfen, die Welt zu befreien – die nationalen Schranken niederzureißen – die Gier, den Haß und die Intoleranz beiseite zu werfen. Laßt uns kämpfen für eine Welt der Vernunft – eine Welt, in der Wissenschaft und Fortschritt zu unser aller Glück führen sollen.



Der jüdische Friseur (Charlie Chaplin) aus dem imaginären Lande Tomania kämpft im ersten Weltkrieg an der Front, wo er bei einem Flugzeugabsturz sein Gedächtnis verliert.

Der Diktator Hynkel (Charlie Chaplin) und sein Gast, der Diktator Napaloni (Jack Oaki), regeln Grenzstreitigkeiten. Sie terrorisieren ihre Länder mit den gleichen Methoden, aber sie hegen Mißtrauen gegeneinander.



Fotos: United Artists



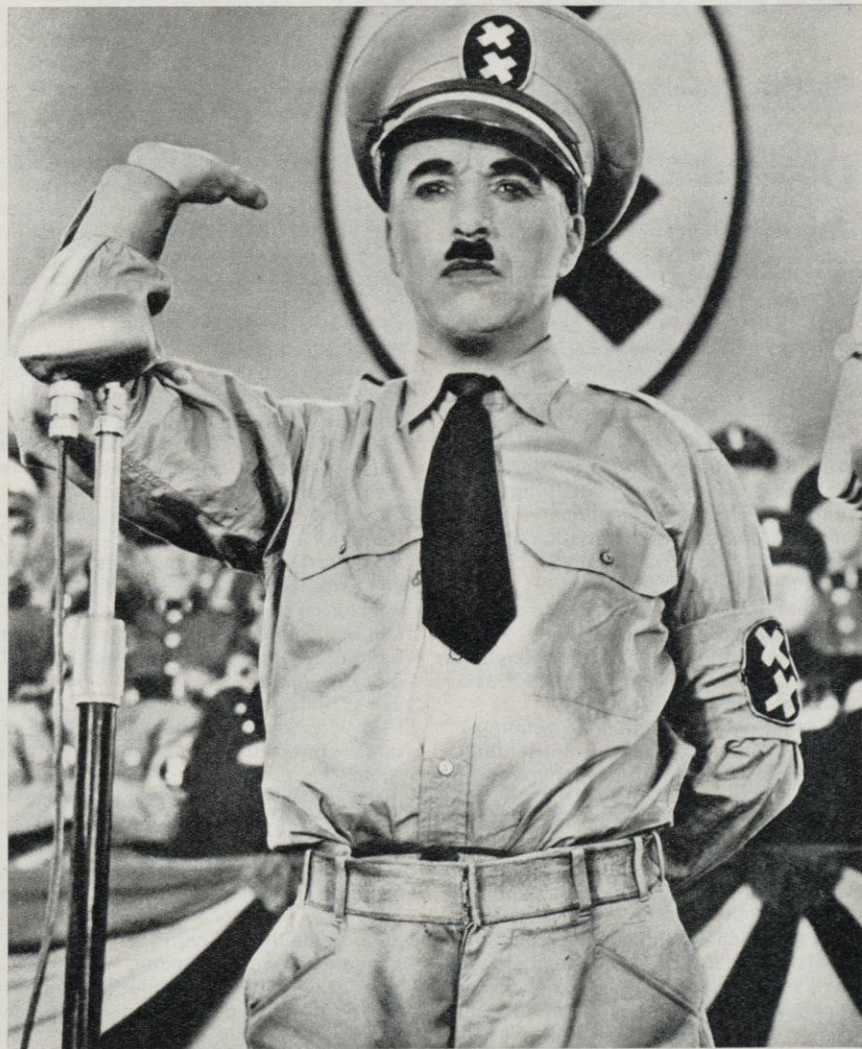
Dem verbitterten Friseur (Charlie Chaplin) bleibt nur noch die Flucht ins Getto. Seine Freundin Hanna (Paulette Goddard) hält ihm die Treue. Trotzdem entrinnt er dem Konzentrationslager nicht.

Diktator Hynkel (Charlie Chaplin) möchte in seinem Machtrausch die Welt aus den Angeln heben, doch ein Mißgeschick bei der Entenjagd wird ihm zum Verhängnis. Ohne die glänzende Uniform hält man ihn für den jüdischen Friseur und verhaftet ihn.



General Schultz (Reginald Gardiner), ein Flieger, dem der Friseur im Krieg das Leben rettete, macht seinen Einfluß geltend bei dem Diktator (Charlie Chaplin) und bewahrt dadurch seinen früheren Retter vor dem sicheren Tod.

Diktator wider Willen, das ist der mit Hilfe einer Uniform aus dem Konzentrationslager entkommene Friseur (Charlie Chaplin). Wegen seiner Ähnlichkeit mit Hynkel hält ihn die Menge für den Diktator, der aber merkwürdigerweise von Völkerversöhnung, Frieden und Freiheit spricht.



Der Präsident erzählt das Märchen von den fünfzig Yen

Von Karl-Georg Matthes

Vor langer, langer Zeit lebten am Fuße des Berges Swadeschi drei Nachbarn, der Schaffhirt Mao, der Weber Sao und der Schneider Tao, und sie waren fromme, friedliche, fröhliche, freie Menschen, und wenn sie ihren Frauen in die Augen sahen und sagten: „Ich liebe dich“, dann lächelten die Frauen und dachten: „Sieh, wie er arbeitet für mich“, und mit wiegenden Schritten gingen sie dann durch ihre Häuser, sangen bei ihrer Arbeit, und die Männer dachten: „Seht doch, wie sie mich liebt!“

Aber eines Tages sagte Maona zu ihrem Mann: „Mao, auch dieser Frühling wird seinen Winter haben, und es wird nötig sein, daß du einen neuen Mantel auf dem verschneiten Felde trägst.“

„Woher, Frau“, sagte Mao, „aber nehmen wir das viele Geld, denn so ein Mantel kostet seine hundert Yen.“

Da würden die Schafe herhalten müssen, sagte Maona, er müsse ihnen die Wolle nehmen, und die wäre ihre hundert Yen sicher wert.

Mao ging hinauf zu seinen Schafen, schor sie, sechs Tage lang arbeitete er, und brachte die Wolle zum Weber Sao und sagte, sie wäre ihre hundert Yen wert.

Sao hatte keine hundert Yen, aber er dachte, ich werde das Tuch dem Schneider verkaufen für zweihundert Yen, und er webte sechs Tage lang und brachte am siebenten Tage Tao den Ballen Tuch.

„Gib mir“, sagte Sao, „Schneider, für das Tuch zweihundert Yen, und es ist deins.“

Tao hatte keine zweihundert Yen, aber er wußte, wenn er dem Mao den Mantel machen würde, hätte er seine hundert

Yen, und er sagte: „Hör, Sao, ich werde dir hundert Yen geben für das Tuch und dazu einen Mantel, der ist seine hundert Yen wert, und dieser Frühling wird seinen Winter haben, und du wirst froh sein, wenn deine Frau einen Mantel hat.“ Die Frau des Schneiders Taona war glücklich, als sie das herrliche Tuch sah, und sagte zu ihrem Mann: „Es wird Winter werden, das bleibt nicht aus, und das Tuch reicht für einen Mantel für Mao und für einen Mantel für Saos Frau und für einen Mantel für deinen Sohn, der Weg zur Schule ist weit, denke daran, Tao.“

Tao arbeitete sechs Tage lang, und am siebenten Tag gab er Mao einen Mantel und Saona einen Mantel und einen Mantel seiner Frau Taona für den Sohn, aber von Mao erhielt er kein Geld, und so kam es, daß Mao dem Tao hundert Yen schuldet, weil er kein Geld von Sao bekam, und Sao schuldet Mao hundert Yen, weil er von Tao kein Geld bekam, und Tao war unglücklich.

Jeden Tag trafen sich Maona und Saona und Taona am Brunnen, und grüßten sie einander noch im Sommer freundlich, so gingen sie sich im Herbst aus dem Wege, und im Winter sagte eines Tages Maona zu Saona: „Schämst du dich nicht, da kommst du her in einem neuen Mantel, und dein Mann hat immer noch nicht die hundert Yen bezahlt, die er Mao schuldet!“

„Sei du nicht stolz“, sagte Taona, „dein Mann läuft in einem Mantel rum, der rechtens ihm noch nicht gehört!“ Weinend kam Saona nach Hause, und als Sao wußte, warum die Tränen flossen,

ging er zu Tao, machte die Tür auf ohne anzuklopfen und schrie:

„Der Mantel ist nur die Hälfte, du Lump, das Geld, das fehlt!“

Als die Sonne am tiefsten stand, haßten sie sich, die frommen, friedlichen, fröhlichen, freien Nachbarn, und es war nichts mehr mit der Frommheit, der Fröhlichkeit, der Freiheit und dem Frieden.

Der Lehrer Gotairo sah mit Kummer auf seinen Schüler, den er am meisten liebte, den Sohn des Tao, und wie er merkte, daß seine Fragen das Kind stumm machten, ging er zu Tao. „Herr“, sagte Tao, „der Friede ist hin, die Sorge sitzt auf unserem Dach, der Neid unter dem Dach, der Haß am Herd, der Gram am Tisch, wie soll da das Kind nicht weinen, denn es hat Angst vor dem Älterwerden und dem Erwachsensein, Fluch ist über uns, seitdem ich diese drei Mäntel nähte.“ Da lächelte Gotairo und gab Tao fünfzig Yen: „Mehr hab ich nicht“, sagte er, „gib sie mir wieder, wenn du kannst.“

Da lief Tao zu Sao und gab ihm fünfzig Yen: „Mehr hab ich nicht“, sagte er, „aber sei nicht ungeduldig.“ Sao lief zu Mao, gab ihm die fünfzig Yen und sagte: „Bitte sei nicht mehr erzürnt, hier ist die Hälfte meiner Schulden.“ Mao lief zu Tao, gab ihm die fünfzig Yen: „Ich bin die Ursache allen Übels, trage ich diesen Mantel doch schon lange, nimm die Hälfte und schau wieder fröhlich drein.“ Tao lief zu Sao und lachte: „Rede mir nicht mehr von Geld, hier ist der Rest meiner Schuld!“ und er legte die fünfzig

Yen auf den Tisch. Sao rannte so schnell ihn seine Füße tragen konnten zu Mao und rief: „Nachbar, unsere Frauen sollen sich wieder grüßen können“, und gab ihm die fünfzig Yen. Mao nahm das Geld und trug es zu Tao: „Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert, Meister“, lachte er, „und frei von Schulden ist eine der schönsten Freiheiten.“

Tao hielt fünfzig Yen in der Hand, behielt alle Worte, die er gehört hatte, und ging zu Gotairo: „Herr“, sagte er, „es nimmt des Wunders kein Ende, ich schulde dir fünfzig Yen, und hier sind sie, ich habe zwei Mäntel gemacht und mit meiner Arbeit einen Mantel für meinen Sohn verdient, das ist seine hundert Yen wert, ist das nicht wunderbar, Herr?“

„Wunderbar“, sagte Gotairo. „Und für die fünfzig Yen“, sagte Tao, „danke ich dir.“

„Vielleicht solltest du Maos Schafen danken“, sagte Gotairo.

„Warum?“ fragte Tao, „die Schafe haben mir nicht fünfzig Yen geliehen.“

„Ja“, sagte Gotairo, „und die Schafe würden das auch nicht verstehen.“

Immer, wenn die Liebhaber von Nivana nachschauen, ob sie auch genug Geld haben für zwei Glas Wein und ihre Mädchen fragen: „Liebst du mich?“ verschließen die Mädchen mit ihren Lippen den Mund des Geliebten. Und wenn die Jünglinge noch einmal fragen: „Liebst du mich?“ dann antworten die Mädchen: „Ich werde arbeiten für dich.“ Und wenn sie noch einmal gefragt werden, dann singen sie das Lied von den fünfzig Yen.

Sonntagspiraten

Von Ernst Kreuder

Die „Stern von Alaska“ fuhr mit halber Kraft in der sonnigen Morgenfrühe bei brisiger See, und der Mann im Ausguck meldete schon seit einiger Zeit nichts mehr; er fror und wartete auf die heiße Hühnerbrühe mit Ei, welche ihm die Stewardess dann endlich brachte.

„Hör mal, Frieda“, sagte der Mann im Ausguck und steckte das Fernrohr in den Gürtel, „was gibt es denn heute abend im Kino? Hat der Alte die Zeitung wieder versteckt?“

„Hör'n Sie mal, Erster“, schrie in diesem Augenblick der Kapitän von der Kommandobrücke, „die Unterhaltung während der Fahrt ist strengstens verboten, und was treibt dort seewärts heran? Das sind doch Wale, warum haben Sie die nicht gemeldet?“

„Befehl, Käpt'n“, meldete der Ausguckmann, „zehn Pottwale in Sicht.“

Der zwölfjährige Willi, seines Zeichens Zweiter, kam mit einem jungen Dackel auf dem Arm an Deck.

„Was ist denn heute in euch gefahren?“ rief der Kapitän, „hast du die Rettungsboote geölt und die Schwimmgürtel abgestaubt?“

„Och, es passiert ja heute doch nichts, Papa“, sagte Willi, „warum hast du denn noch nicht gerammt, und geentert haben wir auch noch nicht, und wann gehen wir denn endlich mal unter?“

„Da hört sich doch die ganze christliche Seefahrt auf“, schrie der Kapitän, „sag mal, sind wir hier in gefährlicher See auf einem Zweischraubendampfer, oder sind wir auf einem platten Hausdach, wie?“

„Aber wir sind doch hier auf unserem Dach, Vater“, sagte Willi kleinlaut. – „Marsch, hol mir ein Päckchen Zigaretten und die Zeitung, in drei Stunden sind wir in der Baffin-Bay.“

Jetzt kam die Kapitänsfrau an Deck. „Es ist der Mann vom Tierschutzverein“, sagte sie. – „Nehmen Sie Platz, Herr Kubalke“, sagte Strecker, er deutete auf einen Küchenstuhl, „wir wollen gleich mal so einen verdammten Seeräuber rammen.“

„Bin so frei, Herr Strecker, eine schöne Aussicht haben Sie hier oben. Das ist wohl der Melibokus dort drüben?“

„Gewöhnlich sind's Eisberge“, sagte der Kapitän, „manchmal ist hier auch das Kap der Guten Hoffnung oder die Küste von Grönland, aber jetzt geben Sie mal acht, es ist ja gleich zwölf.“

Der Maschinentelegraph klingelte, es war die alte Nähmaschine, mit zwei Fahrradglocken montiert. „Die Wachen ablösen!“ rief der Kapitän, „drei Glasen.“ Plötzlich meldete sich der Mann im Ausguck: „Backbord voraus eine Fregatte in Sicht.“

„Drei Strich backbord“, tönte die ruhige Stimme des Kapitäns ins Sprachrohr.

„Zweiter“, rief der Kapitän, „signalisieren Sie der Fregatte: Beidrehen und stoppen!“

„Das verdächtige Schiff setzt alle Segel“, meldete der Ausguckmann.

Wieder klingelte der Maschinentelegraph, dann hörte man den Kapitän ins Sprachrohr brüllen: „Mit dreifacher Kraft vor-

aus! Holen Sie das letzte aus den Kesseln! Vorwärts!“

„Großartig“, murmelte der Mann vom Tierschutzverein, „wie Sie die Befehle geben in der richtigen Seemannssprache!“ Er zog heftig an seiner Zigarre. Inzwischen war die „Stern von Alaska“ auf Rufweite an die verdächtige Fregatte herangekommen. Der Kapitän stieg auf die Hobelbank und brüllte durch den verbeulten Grammophontrichter hinüber: „Abtakeln, verdammte Konterbande! Streicht die Segel. Werft Anker aus!“

„Sie versucht zu scheren“, rief der Ausguckmann.

„Schließt die Luken“, rief der Kapitän, „wetzt den Rammstegen, alle Mann an Deck, wir rammen sie!“

Kubalke war aufgesprungen, die Zigarre war ihm entfallen, sie rollte über Deck und fiel hinunter in das Endivienbeet.

„Hurra“, schrien Frieda, Willi, Albert, Robert und Karl. Dann schmissen sie den riesigen Kleiderschrank um, es krachte, als flöge das ganze Häuschen um.

„Sie sinkt, sie sackt in zwei Hälften ab!“ rief der Ausguckmann. Kubalke setzte sich wieder hin und suchte seine Zigarre.

Der Kopf der Kapitänsfrau erschien in der Luke mittschiffs, sie rief: „Seid ihr bald untergegangen? Die Suppe wird schon kalt.“

„Korallenriffe in Sicht“, schrie der Ausguckmann mit hungrigem Magen, „Menschenhaie, ein Taifun!“ Der Maschinentelegraph klingelte, die ruhige Stimme

des Kapitäns war zu hören: „Fünf Strich Steuerbord!“

„Drei Faden“, warnte der Rudergast. „Wir laufen auf“, rief der Ausguckmann.

„An die Davits!“ brüllte der Kapitän. „Ausschwingen!“

„Wir sinken“, rief der Ausguckmann triumphierend und fuchtelte mit dem Operngucker in der Sonne.

„Boote klar!“ ertönte die Kapitänsstimme.

„Funker, geben Sie SOS! Funken Sie unsere Position, Sedanstraße Nr. 13, ich meine, Sie wissen schon, halten Sie die Bude bis zum letzten Funken! Alle Mann an die Boote! Los, Leute, erst das Trink-

wasser in die Boote, dann die Kaninchen, vergeßt die Friedrichsdorfer nicht, auch alte Zeitungen und Illustrierte zum Lesen, wir sind zweitausend Meilen vom nächsten Land, die Angelhaken, die Regenschirme können wir als Segel gebrauchen, löscht die Kessel, vergeßt Salz und Pfeffer nicht und die Suppenwürfel, zuerst die Großmütter, die Schwiegermütter zuletzt, sachte, sachte, wir sinken ja sonntags, ihr könnt auch lustigere Gesichter machen und ein Lied singen, ich singe es euch vor: So sinken wir, so sinken wir, so sinken wir alle Tage! Fertig, abfahren, ich meine ablegen.“

„Kommt ihr jetzt endlich zum Essen!“ schrie mit hochrotem Kopf die Kapitänsfrau aus dem Dachfenster.

Der Kapitän zuckte zusammen, seine Kinder balgten sich johlend in den Waschbütten, und Herr Kubalke verabschiedete sich eilig und mit Dank.

Zauber des Lichtes

Kunstaussstellung der
Ruhrfestspiele 1967

Er wolle mit der Ausstellung der Ruhrfestspiele des DGB immer jung bleiben, erklärte Museumsdirektor Thomas Grochowiak, darum kämen auch in diesem Jahr wieder die Jungen zu Wort. Was nun den „Zauber des Lichtes“ anbetrifft – so heißt die diesjährige Kunstausstellung in der Recklinghäuser Kunsthalle am Bahnhof –, so gehe man „bis zu den Quellen dieser neuen Kunst“, d.h. etwa 100 Jahre, bis zum Impressionismus zurück. Wer aber sind diese Jungen, deren Arbeiten 1967 und vornehmlich in den letzten zwei, drei Jahren entstanden sind; und was tun sie?

Der Schweizer Karl Gerstner (Jahrgang 1930) bringt vor einem Fernsehapparat verschiedene Brillen, Linsen, an, so daß sich dem staunenden Betrachter bewegliche abstrakte Bilder darbieten.

Der gleichaltrige Günther Uecker aus Mecklenburg, heute Düsseldorf, benagelt ein rundes Brett, streicht es weiß an, läßt es durch einen Elektroantrieb rotieren und beleuchtet es mit farbigem Licht. Ein hübsches Spiel!

Da ist Julio le Parc, geboren 1928 in Mendoza, heute Paris. Er bastelt Objekte aus Holz und Kunststoff, montiert dahinter einen Elektromotor, schließt Lampen an und schafft so bewegliche Bilder aus Lichtprojektionen und Reflexionen.

Nicolas Schöffer aus Ungarn (1912) gehört wohl zu den ersten, die sich mit sich automatisch bewegendem Plastiken befassen und diese mit verschiedenfarbigem Licht überfluten. Auch er lebt übrigens in Paris. Ebenso wie der Spanier Francisco Sobrino, der zu den jüngsten dieser Schau zu rechnen ist (1932). Seine Arbeiten befinden sich im „Lichtkabinett“ der Ruhrfestspielausstellung 1967, und sein buntes Licht, mit dem er komponiert, leuchtet munter in dieser „Dunkelkammer“. Über seine künstlerische Beschäftigung meint er:

„Licht war schon immer wichtig für die bildende Kunst, in den Kirchenfenstern des Mittelalters aber erlangt es eine ganz überragende Bedeutung: Lichteinfall, Verwandlung der Farbe, Lichtgehalt der Farbe, Ausstrahlung und Bewegung werden durch den steten Wandel des natürlichen Tageslichtes hervorgerufen. Das sind nahezu die gleichen Probleme, mit denen sich auch heute ein Künstler zu beschäftigen hat, der mit Kunstlicht arbeitet. Die heutigen technischen Möglichkeiten erleichtern es, das Licht so zu verwenden, wie man es wünscht, und es eröffnet sich ein weites Feld des Experimentierens. Auch ich habe mich mit dem Problem des Lichtes beschäftigt, das für mich untrennbar mit dem Begriff der Bewegung verbunden ist.“

Sind diese Autoren dieser Arbeiten, die den Prozeß der Verselbständigung des Lichtes und der Farbe dokumentieren, den Weg fort von der Illusion auf der Fläche zu realen Objekten beschränkt



Max Beckmann: Quappi und ein Inder



Rik Wouters: Frau

Albert Weisgerber:
Strand auf Norderney



Fotos: Udo Hoffmann

haben, noch Künstler? Sind es Monteure oder Ingenieure? Künstler im hergebrachten Sinne sicherlich nicht. Immerhin phantasievolle Techniker mit einem künstlerisch ausgebildeten Blick.

Nun beginnt die Ausstellung „Zauber des Lichtes“ nicht mit der „Kunst“ unserer Tage, wie das bei zahlreichen Ausstellungen moderner Galerien der Fall ist, sondern vor 100 Jahren. Damals gingen die französischen Impressionisten (impression = Eindruck) in die Natur hinaus – Alfred Sisley, Cézanne, Van Gogh, Camille Pissarro, Claude Monet, Auguste Renoir, später Max Liebermann, Slevogt, Corinth in Deutschland – und malten den Eindruck der farbigen Umwelt ab, Häuser, Bäume, Wiesen, Flüsse und Meer, von der Sonne beschienen. Die Konturen zerflossen im flimmernden Licht, und der Mensch erhielt im Gemälde keine größere Bedeutung als seine Umwelt.

Hier liegen die unmittelbaren Quellen der neuen Kunst, von denen der Organisator der Ausstellung sprach, obgleich auch Rembrandt wußte, was Licht ist, und die Glasmaler des Mittelalters.

In der Einführung des Ausstellungskataloges, im für den Laien, für den die Ruhrfestspiele einst geschaffen wurden, viel zu anspruchsvollen Text, geht Oto Bihalij-Merin mit seiner Untersuchung des Licht-Problems sogar bis zur jungsteinzeitlichen Sonnenreligion zurück.

Spiegeln sich Wissenschaft und Technik in den Elektro-Objekten und den tatsächlich zauberhaft anmutenden Licht- und Schattenmaschinen der allerjüngsten Zeit, so erinnern die Landschaften eines Paul Signac und Henri-Edmond Cross zu Anfang unseres Jahrhunderts bereits an die physikalischen Experimente. Die Brechung des weißen Lichtes zu leuchtenden Regenbogenfarben gaben seinerzeit Anstoß zum Gebrauch von noch grellerem Ölfarben, die die Palette der Impressionisten um ein Vielfaches übertrafen.

Die Expressionisten setzten den Schrei reiner Farben fort, wobei der Mensch für kurze Zeit noch einmal abgebildet wurde; gleichzeitig kam das innere zum äußeren Erleben hinzu. Beispiele hierfür sind in Recklinghausen u.a. Ernst Ludwig Kirchner, Erich Heckel, Max Pechstein, Max Beckmann, August Macke und Ludwig Meidner.

Und wie die elektrischen Birnen der modernen Licht-Technik aus den verdunkelten Kammern der Kunsthalle hervorgeleuchtet, so magisch blinken die Gaslaternen und der Mond und die erleuchteten Fenster in den Nachtbildern der Belgier Paul Delvaux und René Magritte. Hier wurden diese Lichtquellen – vor zehn und mehr Jahren – freilich noch abgemalt. Die Glühbirnen der Modernen sind jedoch echt.

Günther Ott

Politisch Lied auf Burg Waldeck

Wild ging es diesmal her auf der Burg Waldeck. Autoreifen wurden aufgeschlitzt, Übertragungskabel durchschnitten. Flugblätter verteilt, aber auch ein Verlagsempfang gegeben. Es war Leben dort im Idyll, auf dem Hunsrück gelegen, nahe der Burgruine Waldeck. Dabei hatte alles wahrlich trübe begonnen. Mittwochabend schon angekommen, brachte man den Regen mit, der dann bis zum Freitag anhalten sollte, das große Zelt mit Sturmböen erzittern ließ und schließlich gar zum Einbruch brachte. Das vierte „Festival Chanson Folklore International“ stand kurz vor dem Chaos.

Doch – dann plötzlich – die Sonne schien. Die Wetterunbilden waren vergessen. Nun wurde es politisch; denn darum ging es ja in diesem Jahr, hatte man doch sich zum erstenmal ein Thema gegeben: „Das engagierte Lied“. Was sollte es da verwundern, wenn auch die Randerscheinungen zum Politikum wurden, ja, wenn gerade sie fast schon den „Reiz“ des diesjährigen Festivals ausmachten. Aber gehen wir der Reihe nach vor.

So kurz auch die Nächte waren, es galt, früh aufzustehen. Denn jeden Morgen kurz nach zehn begann die „Theorie“. Zum erstenmal hatte eine Gruppe außerhalb der veranstaltenden „Arbeitsgemeinschaft Burg Waldeck“ (ABW) durchgesetzt, die Konzerte durch eine Referatereihe zum Thema zu ergänzen.

Jeden Morgen also eilte eine recht große Schar von Theorie-Interessenten ins „Sälchen“, um dort Vorträge über die Geschichte und Theorie des Volksliedes zu hören. Im Zentrum der Bemühungen stand eine Form des Liedes, die in der Bundesrepublik nur sehr wenig erforscht ist, das Arbeiterlied. Manfred Vosz (München) und zwei Referentinnen aus der DDR verstanden – bei gewissen Einschränkungen – eine manchmal auch für uns heute noch sehr aktuelle Form des Liedes wieder zu entdecken.

Plötzlich nämlich gewann dann ein Lied überraschende Aktualität für unsere eigene Situation. Und man merkte, warum die Amerikaner ihre traditionellen, ihre sozialkritischen Folksongs noch so häufig singen. Hedy West (USA) gab dafür während des Festivals wieder zahlreiche Beispiele.

Das also wäre ein wichtiges Ergebnis: Auch die Deutschen haben eine Lied-Vergangenheit, die sich auszugraben lohnt, die Tradition des politischen Volksliedes, nicht korrumpiert durch verklärte Romantik oder ideologisierenden Nationalsozialismus.

Aber die Deutschen haben nicht nur die Vergangenheit, sie haben auch eine quicklebendige Gegenwart. Sie besitzen die großen politischen Sänger schon längst, wenngleich sie keine Bob Dylans sind und sie sich eher am Chanson orientieren als am Protestsong.

Eben noch war das Durchstehvermögen der jungen Französin Monique Godard zu bewundern gewesen. Im großen Zelt mit zwei anderen Pariser Chansoniers unter Frankreichs Star-Entdecker Jacques Canettis Anleitung zu Gast, mußte sie gegen ein von Sturm und Regenböen hin- und herflatterndes Zelt ansingen. Eben noch also hörte man die Franzosen, da galt es schon, sich mit Brachialgewalt im Sälchen einen Platz



Hedy West (USA)

Hans-Dieter Hüscher



Walter Mossmann



zu erkämpfen, beim Konzert eines deutschen Franzosen, bei Walter Mossmann, der wie Franz-Josef Degenhardt stark vom französischen Chanson beeinflusst ist.

Walter Mossmann feierte seinen großen Triumph; den allerdings jeder erwartet hatte, der die kurz vorher erschienene Langspielplatte „Achterbahn“ (Da Camera-Song) kannte. Sicherlich sind Mossmanns Lieder nicht Lieder für jeden Geschmack, ein wenig schwierig durch die Einfügung von vielen musikalischen und literarischen Zitaten. Aber, dann wieder gelingen ihm solche meisterhaften Chansons wie das „Weihnachtslied 1966“, ein repräsentatives Abbild einer aus der Ohnmacht aufschreienden jungen Generation.

Im großen Zelt traf man sich am nächsten Abend wieder. Diesmal fand jeder seinen Sitz. Diesmal aber wurden nahezu alle völlig überrascht. Mit kabarettistischen Späßen hatte man gerechnet, kunstvollen Witzen und Gags. Denn Hans Dieter Hüscher war angekündigt. Jedoch, nur wenig davon. Ein neuer Hüscher stellte sich vor. Ein politischer Sänger.

Vergleicht man ihn mit dem dritten politischen Sänger, den es zu erwähnen gilt, mit Franz-Josef Degenhardt, beim Konzert auf der Bühne bejubelt, dann ist das politische Engagement beider Sänger recht ähnlich. Der eine, Degenhardt, jedoch kleidet es in leicht bizarre, fast schon surrealistische Fabeln. Der andere, Hüscher, mißt die Sprache ab, um in einfacher, klarer Diktion sein politisches Bekenntnis zu formulieren.

Hüscher also, das war die Überraschung. Jener Hüscher, der für die singt, die sich auf den Marsch begeben, „den Marsch für eine bessere Zeit, auf den Marsch der Minderheit“. Vielleicht, so sagte er mir in einem Gespräch, ja vielleicht würde er im nächsten Jahr sogar Protestsongs singen.

Es hat sich etwas verändert gegenüber dem letzten Jahr. Vieles ist plötzlich aktuell geworden. Langsam wachen Studenten auf, langsam wird die junge Generation politisch aktiv. Die NPD ist nur ein Beispiel für die neuen Ziele des Protestes. Hans Dieter Hüscher singt darum: „Es gibt noch ein paar Freunde, die uns brauchen / Und es gibt noch ein paar Menschen, die gescheit sind / Und es gibt noch ein paar Kinder, die noch längst nicht so weit sind / Und es gibt noch ein paar Tote, die uns beim Wort bekommen / FREUNDE, wir haben Arbeit bekommen.“

Was bedeutet Arbeit anderes als politische Aktion. Sie sollte auf diesem Festival nicht auf sich warten lassen. Flüsterparolen hatten die Neugier geweckt. Bei der großen Pressekonferenz am Samstag wollte darum auch alles nicht so recht vom Fleck; man wartete auf die kleine Sensation.

Sie kam dann auch. Ein Flugblatt stand zur Diskussion, herausgegeben von zwei Redakteuren einer Zeitschrift, die zwar schon einen Namen hat, aber vielleicht gar nicht erscheint. „Pop-Szene“ nannte man sich. Das Flugblatt wartete mit massiven Vorwürfen auf, gerichtet direkt an den Voggenreiter-Verlag und indirekt an den Veranstalter, die ABW. Die ABW hatte dem Voggenreiter-Verlag und seinem neuen Platten-Ableger

„Xenophon“ das Recht gegeben, das Festival mitschneiden und daraus eine Querschnittplatte veröffentlichen zu dürfen. Gegen den Verlag aber nun warteten die Revoluzzer mit scharfer Attacke auf, mit der Frage nach der Distanzierung zu seiner braunen Vergangenheit und mit der Frage: „Kann man im gleichen Verlag das Bundeswehrliederbuch und Protestsongs verlegen?“

Erich Fried, zur Lesung seiner Protestgedichte auf die Waldeck eingeladen, sprang den jungen Kritikern bei und forderte den jungen Verleger auf: „Wir müssen uns als Kinder von der Vergangenheit distanzieren, wenn es um Dinge geht, die in der eigenen Familie geschehen sind.“

Aber, es ging ja nicht nur um den Verlag. Das war nur das Indiz. Auch wenn einige Vertreter der ABW jede Verantwortung von sich wiesen und auf das „Recht der Dummen“ pochten, so stellte doch gerade dieses Bömbchen den Veranstalter überhaupt in Frage.

Das Problem sitzt tiefer. Noch immer fühlt sich ein großer Teil, besonders der das Wort führende Teil als verlängerter Arm der weltfremden Ideale bündischer Jugend, werden Reden gehalten, in denen der bösen Welt des Kommerzes die schöne, heile, reine Welt entgegengestellt ist, die aber doch nur Phrase bleibt. Wirft man den Künstlern indirekt vor, daß sie auch einmal eine Gage fordern, und sieht gar nicht, daß Folksong und Chanson bereits so etabliert sind, daß sie auch zu unserem Showbetrieb gehören. Aber ist es negativ, insofern man dadurch nicht sein Engagement aufgibt? Bislang wenigstens ist das noch nicht geschehen.

Darum, weil sich diese ABW-Mitglieder in der heutigen Welt nicht mehr zurechtfinden, passieren Eklats wie der erwähnte, liefert man immer noch unzureichende Organisation und läßt letzten Endes alle praktische Verantwortung auf einige wenige ab, die unter solchen Umständen darunter zusammenbrechen müssen.

Gerade am Schicksal und der Situation der ABW läßt sich ablesen, was passiert, wenn eine junge Kulturform wie die des Songs ihren Durchbruch erlebt hat und nun nach neuen Formen des Vollzuges suchen muß. Die Grenze ist offensichtlich.

Gewiß, der Gesamteindruck war in diesem Jahr gut. Aber das lag an den drei ganz Großen, zu denen wohl noch Kristin Bauer-Horn, Hein und Oss Kröher sowie die Ausländer Joan und José, Julos Beaucarne, Colin Wilkie und Shirley Hart zu rechnen wären. Gewiß, die aufgeschlitzten Autoreifen werden vergessen werden. Nother wurden der Vergehen verdächtigt, noch weiter zurück im Denken als die ABW. Aber eines ist bezeichnend. Neue Sänger wurden nicht entdeckt, obwohl rings im Lande nur so die Folklubs und die Sänger bekannt werden. Hier nämlich hat sich das Dilemma bereits gezeigt: In der ABW scheint man kaum sein neues, eigenes Fach zu kennen.

Rolf-Ulrich Kaiser

Fotos: Frank Roland Beeneken



Mireille Mathieu

Foto: Metronome/Alain

...alle Scheiben im Schrank?

Wer die Bestseller-Listen der letzten Monate verfolgt, bemerkt mit Erstaunen, daß von den Beat-Bands nur noch die Rolling Stones unter den Spitzen zu finden sind. Die weiche Welle, die sich vor gut einem Jahr in der Folklore bereits ankündigte, droht jetzt aber sogar die „rollenden Steine“ ins Meer der weniger Erfolgreichen zurückzuziehen. Was da zur Zeit im Unterhaltungsmusik-Geschäft oben ist, ist recht vielfältig: Vom Schmalz-Star Roy Black und der ähnlich weichlichen Filmmusik zu „Doktor Schiwago“ reicht das über russische Volkslieder bis zu den Chansonnetten Hildegard Knef und Mireille Mathieu.

Eine moderne Piaf

Mireille Mathieu, diese zierliche Piaf-Nachfolgerin, mit der Frisur, die ganz und gar verheimlicht, daß dieses Mädchen eine Stirn hat, singt mit einer erstaunlichen Kraft. Auf der Barclay-Single M 926 hört man sie mit ihrem jüngsten Erfolgsschlagern „Un Homme et une Femme“. Er fasziniert zunächst durch seine raffinierte Instrumentation und durch rhythmische Verschiebungen, doch fürchte ich, daß nach oftmaligem Hören das ständige „Dabaljabalja“ schließlich auch dem Friedlichsten auf die Nerven geht und er nur noch den entzückenden Walzer auf der Rückseite auflegt.

Beatles skurriler denn je

Ob es den „Beatles“ mit ihrer neuen Langspielplatte „Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band“, die *Electrola* zusammen mit „Hör zu“ herausgebracht hat (SHZE 401), gelingen wird, in die Spitzengruppe der Bestseller-Listen vorzudringen, muß noch abgewartet werden. Beat-Musik jedenfalls bietet diese LP nur noch gelegentlich als Reminiszenz an frühere Zeiten. Eher als alle anderen haben ja ausgerechnet die Schöpfer des harten Beat weichere Töne angeschlagen. Und seit sie in Lesters ausgezeichneten

Filmen zu Spaßvögeln in einer Wunderwelt wurden, hat das intelligente Team Lennon-McCartney Texte und Komposition mehr und mehr diesem Bild angepaßt. Ihre neue LP ist völlig in diesem Geiste konzipiert: Da wird eine Band erfunden, eben die Sergeant Peppers, das Publikum gleich mit dazu, das jubelt, schreit und lacht; und zwischen Bläsern, Streichern, Orgelklängen und kommen und schwindenden elektronischen Effekten treten dann auch einzeln oder zu mehreren die Beatles in Erscheinung, elegisch-schöne Melodien zu absichtlich banalen und skurrilen Texten oder fröhlich eine furchtbar traurige Mär singend. Einmal – in „Within You Without You“ – kommen sie ihrem Publikum sogar indisch – und das durchaus gekonnt, wenn auch nicht ernst gemeint. Auch die Plattenhülle verrät den Ulk, ihre Gestaltung parodiert die kultische Ernsthaftigkeit, mit der manche Jazz- oder Schlagerplatten aufgemacht werden. Ob der raffiniert gemachte musikalische Spaß aber ein ebenso großes Publikum finden wird wie frühere Beatles-Produktionen, wage ich zu bezweifeln. Für Beat-Freunde, fürchte ich, wird er eine Enttäuschung sein.

Beatles, verjazzt

Ältere Beatle-Aufnahmen in neuer Gestalt bringt die *Verve*-LP „Basie's Beatle Bag“ (V 6-8659). Wer die Scheibe hört, zweifelt keinen Augenblick, daß da Count Basie's berühmte Bigband spielt – denn genauso klingt sie. Aber daß die Themen von den Beatles stammen, kann man nur erkennen, wenn man genauer zuhört. Die Melodien sind wohl alle da: „Help“ oder „A Hard Day's Night“, aber umrankt von einem modernen Bigband-Satz und immer wieder übergehend in Solo-Passagen. Die Arrangements O'Farrills sind dabei oft heißer als die Beatle-Originale selbst, aber gelegentlich auch lyrischer: In „Michelle“ entfaltet O'Farrill den umwerfenden Saxophon-Klang, der

einst „Li'l Darling“ berühmt machte, und in „Yesterday“ gibt er der rauhen Stimme Joe Hendersons Möglichkeiten, der Erfolgsmelodie neue Farben abzugewinnen. Eben der vielen neuen Momente wegen aber sind nicht die Melodien der Beatles das, was den Sound dieser LP prägt, sondern der Stil der Basie-Band.

Bigband-Jazz, noch heißer

Das „weiße“ Gegenstück zu Basies Orchester, seit fast drei Jahrzehnten ebenso erfolgreich wie dieses, ist die „Herd“ Woody Hermans. *CBS* hat eine Life-Aufnahme aus einem kalifornischen Klub mit dieser Band herausgebracht: „Woody's Winners“ (SBPG 62619). Bei aller engen Verwandtschaft einiger Arrangements mit dem Basie-Stil spielt Hermans Herd aber ein gutes Stück frischer. Vielleicht weil das Publikum im Klub so begeistert mitgeht. Keine der acht Nummern dieser LP enttäuscht den Hörer, einige aber ragen noch besonders heraus, die rasante Neuauflage von Woodys großem Erfolg aus dem Jahre 1945, „Northwest Passage“, mit dem virtuellen Tenoristen Sal Nistico, oder „Woody's Whistle“ des Jugoslawen Dusko Goykovich, der mehrere Jahre hier in Deutschland bei Edelhagen spielte und arrangierte und nun einer der gefeierten Trompeter der Herman-Band ist. Das absolute Glanzstück der LP steht gleich am Anfang: „23 Red“. Und die 10-Minuten-Nummer „Opus De Funk“ am Schluß steht ihr kaum nach, vor allem der hervorragenden Soli wegen. – Woody macht wieder die gleiche hoch erhitzte Musik wie einst, und das kann uns inmitten der weichen Welle, die uns umbrandet, nur freuen.

Beat-Dichtung und Jazz

Unter dem Titel „Amerika (Europa?), ich rede dich an!“ hat Joachim Ernst Berendt für *Elekrola* eine Lyrik- und Jazz-LP produziert (SME 74 215). Harald Leipnitz spricht darauf Beat-Dichtung von Ginsberg, Ferlinghetti, Williams, Burroughs und Kerouac zur Musik des Joki-Freund-Quintetts. Oder richtiger: Joki Freund spielt Jazz zu den Beat-Texten; denn die Musik ist in Tonfall und Gestaltung, in der Themenwahl und in den eingestreuten musikalischen Zitaten ganz auf das gesprochene Wort konzentriert. Das heißt aber nicht, daß sie nicht zu beachten wäre – im Gegenteil: Da gibt es Free-Jazz-artige Momente des Zusammenspiels genauso wie strenge Blues-Formen. Und Friends Tenormelodien und Emil Mangelsdorffs Alt- und Flötenpassagen haben oft hohen Rang. Vorherrschend aber bleiben die Texte: Anklagen gegen eine Gesellschaft, für die Wohlleben wichtiger ist als Frieden, gegen die Mächtigen, gegen ein Leben nach Konfektionsschema in bildkräftiger, nicht pröder Sprache. Und wahrhaftig: Was diese Autoren in Amerika angreifen, das kann ebenso gut auch in Europa attackiert werden. Leipnitz' Vortrag vermeidet die übergroße Lautstärke und läßt die Dichtung durch ihr Wort wirken. Die Scheibe läßt so beim Hörer durch das gutabgestimmte Zusammenspiel von Wort und Musik einen tiefgehenden Eindruck zurück. – Eine empfehlenswerte Scheibe, meint

Euer Meggs

Kleine Geschichten um den großen Sport

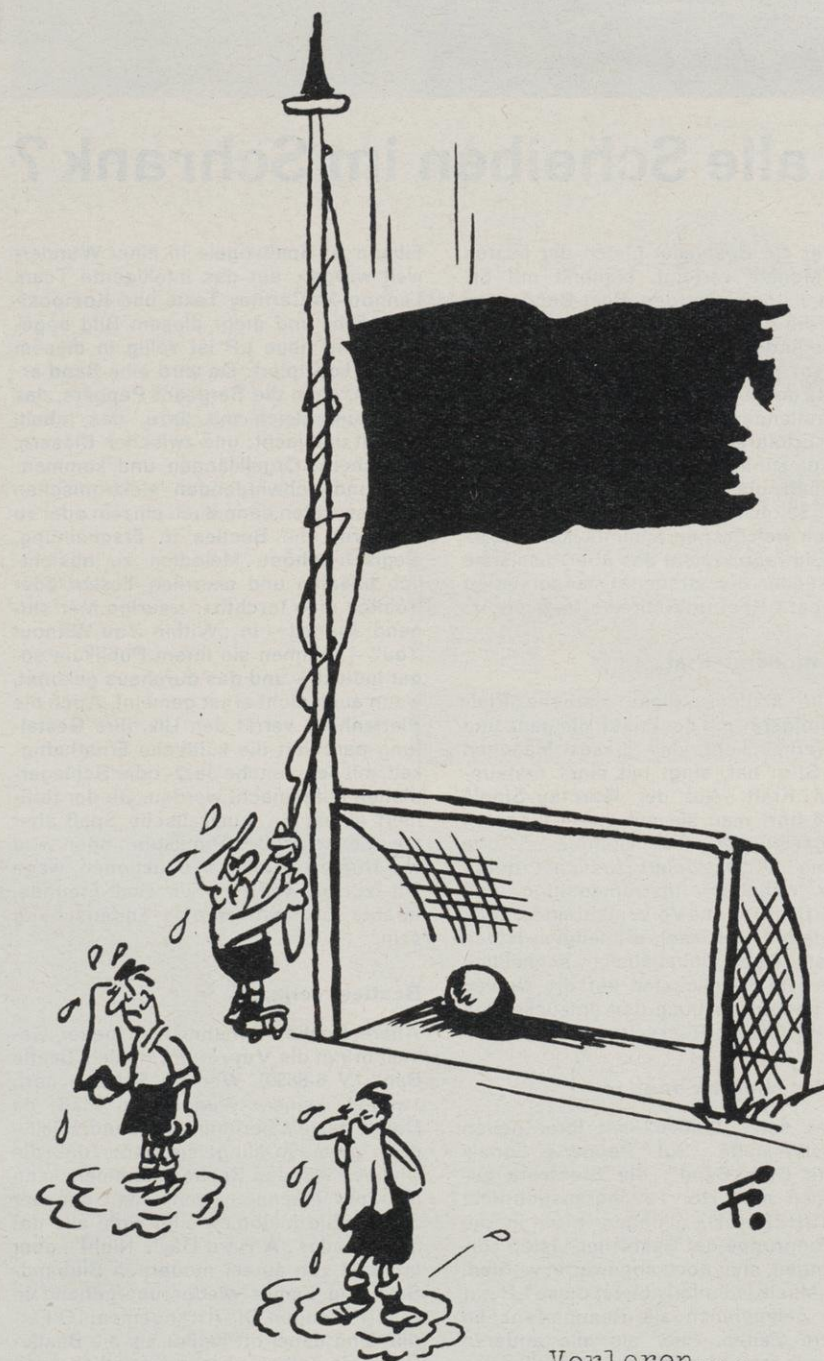


Der Trainer des Europapokalsiegers Bayern München, „Tschik“ Cajkowski, ging kurz vor seinem bisher größten Erfolg unter die Buchautoren. Mit Hilfe eines tüchtigen „Geisterschreibers“ schrieb er seine Memoiren. Er gab ihnen den Titel „Ich mache Mannschaften“. Wenn auch „Tschik“ als temperamentvoller Jugoslawe die Übertreibungen liebt, an diesem Titel ist einiges dran. Cajkowski, der vielfacher jugoslawischer Nationalspieler war, gegen England in der Europaauswahl spielte, erwarb an der Sporthochschule in Köln sein Trainerdiplom, spielte damals für den 1. FC Köln und kehrte später als Trainer zu den Kölnern zurück. Er war es, der aus dem 1. FC Köln die große Meistermannschaft machte. Mit Bayern München marschierte er aus der Regionalliga über eine erfolgreiche Aufstiegsrunde in die Bundesliga und holte sich jetzt zwei Jahre hintereinander den deutschen Vereinspokal. Krönung war jedoch der Sieg über die Glasgow Rangers in Nürnberg, der Bayern München auch den Europacup der Pokalsieger brachte. Wenn „Tschik“ jetzt einen Titel für sein Buch suchte, könnte er es auch „Ich sammle Pokale“ taufen.

„Pechvogel des Jahres“ kann man wohl schon jetzt den Rennfahrer Gerhard Mitter nennen. Beim 1000-km-Rennen des ADAC auf dem Nürburgring führte Mitter mit seinem italienischen Co-Piloten souverän. Als er mit seinem Porsche in die letzte Runde ging, bestieg sein pausierender Mitfahrer schon strahlend das Siegespodest und winkte ins Publikum. Aber Mitter kam nicht mehr ins Ziel. Eine defekte Wagenbatterie ließ ihn auf der Strecke ausscheiden. Man setzte Mitter und Partner zwar noch auf den vierten Platz. Der Sieg aber war dahin.

Eine gute Idee hatte der Deutsche Fußballbund. Er hat den Bundesligavereinen vorgeschlagen, „Fohlenmannschaften“ aufzustellen, die regelmäßige Punktspiele austragen werden. Der DFB will für diese Spieler sogar die Fahrtkosten tragen. Dafür sollen sich die Vereine verpflichten, Spielern, die für die Amateur- und Olympiamannschaft in Frage kommen, keinen Vertrag vor den Spielen von Mexiko zu geben. Als „Fohlen“ zählen Spieler zwischen 18 und 23 Jahren.

Mit Begeisterung sind die Jungen einer Bochumer Realschule im Sportunterricht bei der Sache. Kein Wunder, denn



Verloren...

Einen ganz prominenten Trainer haben sich die Schulbuben der Herterschule in München-Solln ausgesucht. Es ist kein Geringerer als der Bundesligatrainer von Bayern München, Tschik Cajkowski, der die Schüler-Mannschaft, in der sein 11-jähriger Sohn Slatan spielt, trainiert.

ihr Lehrer ist Weltrekordler und Gewinner olympischer Medaillen: Gerhard Hetz, der einstige Meisterschwimmer aus Hof. Er meldete sich jetzt bei seinem Hoffer Klub ab, um für einen Bochumer Verein startberechtigt zu werden. Er will dort allerdings nur noch seinen Schützlingen in den Staffeln zum Erfolg verhelfen.

DFB-Präsident Dr. Hermann Gösmann wird neuerdings der „Lübbe des deutschen Fußballsports“ genannt. Wie der Bundespräsident, ist der DFB-Boß wenig glücklich bei seinen Festreden. Bei der Meisterehrung in Braunschweig wußte er weder den richtigen Namen des Vereins noch den des Spielführers. Aus den Fehlern von Braunschweig zog er jedoch keine Lehre. Beim Bankett im Anschluß an das Pokalfinale von Stuttgart begrüßte er den Ersten Bürgermeister von Stuttgart als „Bürgermeister von Nürnberg“, und als er dem Schiedsrichtergespann den Dank aussprach, machte er aus dem Linienrichter Kindervater einen „Herrn Kindergarten“. Müssen Präsidenten eigentlich so sein?

„Kleine Geschichten um den großen Sport“ haben in der letzten Ausgabe zu einem Mißverständnis geführt. Eine Reihe von Lesern war dem Autor bitterböse, weil man glaubte, er habe Herrn Frese den wohlverdienten Gewinn der 4000,- DM im Fernsehquiz mißgönnt. Weit gefehlt. Herr Frese hatte sich ja das Geld ehrlich verdient, denn er beantwortete mehr Fragen richtig, als notwendig. Und auch bei der strittigen Frage um Uwe Seelers Länderspiele lag er, und nicht der Quizmaster, richtig. Was aber, wenn diese Frage über Sieg oder Niederlage des Herrn Frese entschieden hätte? Herr Frese wäre um den verdienten Lohn geprellt gewesen. Zumindest hätte es viel Ärger gegeben. Darum war der Autor der Meinung, daß dem – sonst überaus sympathischen – Quizmaster hieb- und stichfeste Unterlagen besser anstehen würden.

Willy B. Wange